

Von Kapstadt bis zu den Viktoria Wasserfällen mit einer besonderen Truppe

Es ist Donnerstagmorgen, 6:30 Uhr, und vor dem Reisebüro in Kapstadt stehen schon die ersten Rucksäcke mitsamt Besitzern. „Campers this side, accomodation that side, please.“ Somit trennt sich vermutlich der einfache Mensch von dem anspruchsvolleren Menschen. Während ich so in der Schlange für die Camper stehe, beobachte ich die Leute, lausche den Gesprächen und stelle fest, dass hier fast nur Deutsche sind. Aber klar, wenn ein Dolmetscher angeboten wird der Deutsch spricht, ist es nur zu verständlich, dass so viele Leute aus Deutschland dabei sind. Mir fallen gleich zwei griesgrämige Zwillinge oder zumindest Geschwister auf, geschätzt um die 65, sie sitzen auf der Seite für Anspruchsvolle und ich muss lachen, als die Reisefachfrau sie ermuntert mit „Just give us a smile.“ Ob sie das überhaupt können? Dann ist da noch eine Frau, die recht schlecht zu Fuß ist, ihr Mann steht daneben. Ohje, hoffentlich packen die das. Eine junge Frau, voll bepackt wie ein griechischer Packesel kommt ins Büro. Sie hat wohl etwas Größeres vor. Und so könnte ich noch eine ganze Reihe verschiedener Leute aufzählen. Doch ich möchte mich aufs Wesentliche konzentrieren.

Nachdem die ganzen Formalitäten geklärt sind, ein Versicherungsnachweis vorgezeigt wurde, optionale Aktivitäten gebucht wurden und die letzten Fragen beantwortet sind, dürfen wir unser Gepäck zum Truck bringen. Sieht doch ganz gut aus das Teil, genau das, was man für so eine Tour eben braucht. Hinten sind Schließfächer, in die mein Gepäck locker passt und über den Sitzen ist eine Ablage für kleinere Sachen. An den Vierertisch möchte ich nicht unbedingt, ich will ja aus dem Fenster schauen und nicht Karten spielen. Die erste Sitzreihe ist schon belegt, also setze ich mich in die zweite Reihe, ans Fenster. Ich glaube, das ist ein guter Platz – ob sich jemand neben mich setzt? Nach und nach füllt sich der Bus, es sind die Junggebliebenen, die in diesem Bus sitzen. „Mamma“ begrüßt uns in ihrem freundlichsten Englisch und stellt das Reiseteam vor. „...and this is Ray, Ray is our truck and also a family member.“ Ja, wir sind alle eine Familie, so schnell geht das hier.

Im Bus beginnt das langsame Herantasten an die neuen Familienmitglieder. Da ist ein nettes Pärchen aus der Nähe von Dortmund, die Kölner Ecke ist gut vertreten, da sind einige allein reisende Männlein und Weiblein, ein Honeymoon-Pärchen, doch besonders zwei Süd-Koreaner stechen heraus. Warum? Weil es hier extra eine Deutsch-Übersetzerin gibt und die Reisegruppe entsprechend fast nur aus Deutschen besteht. Doch schnell einigt man sich darauf, in Anwesenheit der beiden auf Englisch zu sprechen. Erste Station nach der Fahrt zur Table Bay, von der aus man normal einen tollen Blick auf den Tafelberg hat, heute aber nur einen wolkenverhangenen Berg sehen kann, ist die **Region Cederberg**. Dort gibt es eine Weinprobe für die Gruppe und für mich eine Schokoladenprobe.



Eine der Reisenden möchte zum ersten Mal die Qualität der Dolmetscherin überprüfen. „Weisch du, wie viel Öxle der Wein hat?“ „Isch weiß nischt“, ist die Antwort, die wohl die meisten Dolmetscher gegeben hätten.

Die Stimmung steigt und die ersten Flaschen Wein werden für die Fahrt gebunkert. Hoffentlich gehen sie während der Fahrt nicht kaputt. Abends bauen wir dann das erste Mal unsere Zelte auf – natürlich unter fachmännischer Anleitung durch unseren Fahrer. Es geht einfacher als gedacht und die ersten Leute erkennen schon den Vorteil von Teamwork. Dann kocht unsere Mamma zum ersten Mal und spätestens jetzt hat sie alle Herzen erobert. Alleine schon das Hühnchen schmeckt richtig gut. Und auch die zwei Vegetarier sind überwältigt. Ja, für die Vegetarier wird extra gekocht, aber sie müssen sich diesen Bonus erst einmal durch eine allgemeine Diskussion, ob man ohne Fleisch überhaupt leben kann und warum es vegetarische Schnitzel gibt schwer verdienen. Die Wärme des Abendessens und der hitzigen Diskussion können wir für die Nacht gut gebrauchen, denn es soll eine ziemlich kalte Nacht werden. Jeder freut sich morgens erst einmal auf die heiße Dusche und wer noch keine warmen Sachen zum Schlafen hat, deckt sich spätestens jetzt damit ein. Am nächsten Morgen wird uns noch gezeigt, wie man die Zelte wieder abbaut und dann werden die Zelte in den Truck befördert und das Frühstück steht schon bereit. Es geht doch nichts über einen warmen Kaffee zum Frühstück. In der Frühstücksrunde stellt sich auch schnell heraus, wer eher zu den Frühaufstehern zählt und wer als letztes sein (oder ihr?) Zelt zusammengebaut hat und fertig ist.

Durch das **Namaqualand**, das wir leider nicht mehr in der Blütezeit sehen, geht es Richtung **Orange River** und ganz langsam aber sicher zur Grenze nach Namibia. Das Landschaftsbild sieht noch nicht ganz so spannend aus. Zum Trost lernen wir unsere erste afrikanische Vokabel: „bushy bushy“.



Die Bedeutung erschließt sich vermutlich recht schnell. Wer als Camper unterwegs ist und nicht immer eine Toilette zur Verfügung hat, muss sich eben hinter die Büsche schlagen. Ich habe gehört, manche haben dabei sogar ihren großen Rucksack mitgenommen. Wer dabei war, hat jetzt bestimmt schon wieder Kopfkino. Tja, und aus diesem Rucksack konnte man dann auch kollektiv vom Desinfektionsmittel Gebrauch machen, das nach dem bushy-bushy-Gang großzügig verteilt wurde. Auf der Weiterfahrt sieht man am

Straßenrand einen Jungen, der die Ziegen hütet und abends kommen wir dann am **Orange River** an. Während ich zum Flussufer laufe und über einen kleinen Steg an ein dort befestigtes Mini-Floß gehen will, springt eine riesige Echse ins Wasser und eine zweite verkriecht sich unter den Steinen. Sie taucht danach nicht wieder auf. Wir beobachten die verschiedenen Vögel und warten bis zum Sonnenuntergang. Ein anderer Teil der Gruppe hat sich zu einer Kanu-Fahrt angemeldet und schippert gemütlich auf dem Orange River. Das Abendessen genießen wir am Lagerfeuer, eine Mitreisende zeigt hierbei stolz ihren kaputten Fußzehen, der von allen mit einem „Uui“ und „lih“ und „Pack ihn weg“ bestaunt wird. Mamma erzählt uns Geschichten. Das Zuhören fällt jedoch schwer, denn zu uns gesellen sich streunende Hunde, die ziemlich sicher alle verschiedenen Arten von Ungeziefer mit sich bringen. Lekker. Das Honeymoon-Pärchen ekelt sich besonders heftig. Ob sie bis zum Ende durchhalten werden? Noch einmal schlafen, dann geht es über die Grenze nach Namibia.

Früh aufstehen, Zelte abbauen, Frühstück. Die Kanu-Fahrer sehen noch etwas geschlaucht aus (kein Wunder, es war ja auch ein Schlauchboot und kein richtiges Kanu), denn über Nacht haben sich vom Paddeln Wasserblasen an den Fingern gebildet. Während unserer kurzen Fahrt zur Grenze nach Namibia zeigen uns die Paddler stolz, wo sie ins Wasser gelassen wurden, damit wir sehen, wie weit sie gepaddelt sind. Wir füllen noch ein Formular mit einigen persönlichen Angaben aus und werden darauf hingewiesen, möglichst keine Fotos von den Grenzbeamten zu machen. Kapiert. An das Ausfüllen der Formulare bei Ein- und Ausreise werden wir uns wohl gewöhnen müssen. Und wohl auch an die unterschiedliche Arbeitsweise der Zollbeamten.

Als die ersten von uns durch sind, klären sie uns auf, dass wir das Formular doch nicht hätten falten sollen und die Beamten nicht sehr „amused“ darüber waren über die vielen Knicke. Auffällig ist auch, dass die Herren mit den Baseball-Mützen und Tatoos die meisten Rückfragen gestellt bekommen haben. Und unsere Dolmetscherin hat leider keine Registrierungs-Nummer auf ihrem Visum stehen.



Doch vermutlich hat ihr charmantes Lächeln den Grenzbeamten letztlich doch überzeugt. Alle sind durch, jetzt schaut nur noch ein Grenzbeamter in den Bus, begrüßt uns, fragt, ob es uns gut geht, stellt fest, dass es sehr warm ist und fragt Mamma, ob wir Obst oder Gemüse an Bord hätten. Sie verneint und er zieht zufrieden ab. Unsere Gesichter schauen sich gegenseitig fragend an. Haben wir echt nichts mehr im Truck? Naja, so ein bisschen was scheint wohl doch „zufällig“ hinter den Kisten gelandet zu sein, das hat

sie wohl irgendwie vergessen gehabt. Und jetzt sind wir in Namibia, machen noch ein Gruppenfoto am Begrüßungsschild und wir sind gespannt, was uns in diesem so beliebten Urlaubsland erwartet. Zunächst bin ich ehrlich gesagt etwas enttäuscht. Überall zeigt sich das gleiche Bild: Viel Sand, alles sieht trocken aus, zwischendurch immer wieder kleine gelbe Grasbüschel und ab und zu mal ein Baum. Doch die Enttäuschung schlägt während der folgenden Tage immer mehr in Faszination um, denn alle ein bis zwei Stunden ändert sich das Landschaftsbild. Klar bleibt es weiterhin trocken, aber jedes Mal anders. Mitten in der Wüste sieht man plötzlich grüne Bäume, die darauf schließen lassen, dass hier normal ein Fluss fließt. Dann folgt ein sattes Grün, dann wieder Dürre. Die Baumarten ändern sich, die Sträucher sehen anders aus. Wenn man genau hinschaut, sieht man den Unterschied schon sehr deutlich. Der Honeymooner stellt dies auch fest und immer wieder nimmt er ein paar Sekunden ein Video auf um die sich verändernde Landschaft festzuhalten. Ich habe die gleiche Idee



und so ist es kein Zufall, dass wir immer wieder einmal die Kamera zum Fenster heraushalten und filmen. Seine Frau findet die Unterschiede nicht ganz so berauschend wie er. Während er schwärmt, winkt sie nur ab: „Na, so doll ist das jetzt auch wieder nicht.“ Ob er sie nach der Reise mit seiner Video-Zusammenfassung doch noch nachträglich überzeugen kann? Während Mamma uns das

Tagesprogramm durchgibt, erwähnt sie: „Family, I am only happy when you are happy. And we are one family. So be happy. And tonight we will have our sundowner together with our honeymooner. Let’s celebrate everything we can celebrate. Are you happy? Are you really happy?“ Ja, wir sind happy. Um die Mittagszeit macht sich das Gelächter auch im Truck breit. Irgendwer streckt da dem ganzen Truck seinen Hintern entgegen, weil irgendwas mal wieder hinuntergefallen ist. Es ist die Person, die beim Bücken ausnahmsweise einmal keinen Rucksack aufhat. Trotz „bumpy road“ macht sie sich auf die Suche nach was auch immer.

Als wir unser Zeug am Campingplatz abgelegt haben, geht es auch schon wieder in den Truck zum **Fish River Canyon**. Dort werden wir an einer netten Stelle ausgesetzt und dürfen entlang des Canyons laufen. Wir bekommen noch gezeigt, wo der Truck auf uns warten wird und erhalten den Hinweis, dass es unterwegs einen der seltenen Bäume in Afrika zu sehen gibt, bei dem dann auch jeder brav seinen Foto-Stopp macht. Der Canyon ist schon beeindruckend. Wie er wohl aussehen mag, wenn richtig viel Wasser darin fließt? Vor lauter Fotografieren verpasse ich fast die Honeymoon-Feier. Unser Fahrer hat den Tisch mit selbst ausgeschnittenen Herzchen dekoriert, doch weil die Sonne wirklich fast schon weg ist, sieht man davon kaum etwas. Unsere „Mamma“ kümmert sich daher um Teelichter und hängt zusammen mit den Süd-Koreanern unsere Stirnlampen an der Decke oben auf, damit wir wenigstens sehen, was wir essen.

Auch dieses Essen ist lecker – und die Gruppe lernt erneut eine neue Vokabel: „Geonbae“

건배 Es ist koreanisch und heißt so viel wie „Prost“. Es soll uns auf der folgenden Fahrt noch häufiger begleiten. Mögliche neue Begleiter sind auch die Honeymooner aus der anderen Gruppe. Diese Gruppe wird inzwischen liebevoll „Die Gepuderten“ genannt. Es sieht so aus, als ob die jüngeren Verliebten nicht ganz so begeistert von den doch überwiegend älteren Reisenden wären. Die Unterkünfte scheinen ja wohl ganz okay zu sein, aber der Rest eher nicht. Wir sind leicht angespannt. Wenn da noch zwei dazu kommen, wird es im Truck ja noch enger. Bei uns hat sich ohnehin schon der ein oder andere beschwert, dass andere mehr Platz hätten als man selbst. Obwohl das Rotationsverfahren im Truck erst abgelehnt wurde, kommt es nun wieder neu ins Gespräch. Mal sehen, wie es ausgeht. Schon die ersten Spannungen nach so kurzer Zeit? Aber das gehört wohl unweigerlich bei jeder Gruppenreise mit dazu. Wäre sonst ja auch langweilig.

Als man wirklich fast nichts mehr sieht, fahren wir wieder zurück zu unserem Campground. Die Fotobegeisterten treffen sich zum Fotografieren des Sternenhimmels, einer sucht das Kreuz des Südens, das wir aber selbst mit Hilfe von Stern-Apps nicht finden können. Es ist teilweise schon untergegangen. Trotzdem machen wir ein paar schöne Aufnahmen und wir verkrümmeln uns im Anschluss in unsere Zelte, denn am nächsten Morgen geht es schon wieder früh los.

Einige Kilometer stehen an und wir fahren in Richtung tiefste Wüste. Unterwegs machen wir einen Stopp in der Heiligen Stadt „**Bethanie**“. Wenn ich mich recht erinnere, gibt es dort 12 Kirchen – und



sonntags keinen Alkohol. Unterwegs sehen wir immer häufiger Bäume mit riesigen Vogelnestern. Bis zu 250 Webervögel haben in diesem Nest Platz. Die Öffnungen sind nach unten, damit der Schutz vor anderen Tieren möglichst groß ist. Auch Schlangen scheinen die Vogeleier gerne als Mahlzeit ins Visier zu nehmen, kommen durch den Nestbau aber nicht dran. Unser Honeymooner ergänzt noch, dass manchmal ein einziger Tropfen Wasser in Kombination mit einem Sonnenstrahl genügt um ein Nest in Flammen zu setzen.

Damit wir uns nach der langen Fahrt wenigstens ein bisschen die Füße vertreten können, dürfen wir noch durch einen kleinen Canyon laufen. Die Taschen dürfen wir im Truck lassen und selbst unsere Mitreisende „Nicht-ohne-meinen-Rucksack“ lässt ihn im Truck. Ob sie krank ist? Nein, aber es setzt sie beim Hinabsteigen volle Karacho auf den Hintern. „Der isch gepolschderd“ ist die spontane Reaktion, womit sie natürlich ihren Hintern meint. Doch sie ist nicht die einzige mit Verletzung. Ray geht es auch nicht gut, er ist „kaputt“, eine Vokabel, die in den kommenden Wochen noch öfter von unserem Fahrer gebraucht werden wird. Der Truck muss erst einmal angeschoben werden, bevor er anspringt. Irgendwie ging das doch schneller als gedacht, denn als ich gerade mithelfen will beim Anschieben und aus dem Truck springe, rollt das Teil schon und er fährt wieder. Am Campingplatz angekommen heißt es, dass es nur 5-10 Minuten bis zu den Dünen wäre und wenn wir uns beeilen, können wir noch den Sonnenuntergang sehen. Wir beeilen uns, aber die Zeitangabe hat sich wohl auf Autofahrer bezogen. Jeder schüttelt nur den Kopf und meint, die Dünen wären zu weit weg. Na, dann fotografieren wir eben Sandhügel die aussehen wie eine große Düne. Noch einmal schlafen, dann sehen wir ohnehin die großen Dünen.

Am nächsten Morgen sind wir alle etwas zerknirscht. Das liegt aber weder an irgendeiner Sauforgie noch an schlechter Laune – es ist schlicht und einfach der Wüstensand, der sich im Laufe der Nacht einen Weg in unsere Zelte gebahnt hat. Alles, was darin lag, ist bedeckt mit rotem Sand. Puh, ob wir das jemals wieder aus unseren Kleidern herausbekommen? Egal, die Wüste ruft und wir sind offensichtlich mittendrin.

Unser Fahrer fährt fast pünktlich los, was aber nicht an ihm liegt, sondern an den Honeymoonern. Die sind wohl irgendwie noch verträumt. Dann fährt er an dem Schild, das zur „Düne 45“ zeigt, vorbei und dreht nach 10 Minuten wieder um. Der verfährt sich doch sonst nie. Was ist los mit ihm? Die Antwort lässt nicht lange auf sich warten: Er musste eine Erlaubnis abholen, dass wir in der Wüste frühstücken dürfen. Fast schon zu spät, aber irgendwie doch noch gerade rechtzeitig, kommen wir an der Düne Nr. 45 an. Es ist eine wahnsinnige Kulisse. Jede Düne hat eine andere Form und andere Farbe. Das Hochlaufen gestaltet sich wie vermutet etwas schwieriger, da man immer einen Schritt vorwärts geht und einen halben Schritt nach unten rutscht. Nach kurzer Zeit haben die meisten von



uns so viel Sand in den Schuhen, dass sie barfuß weiterlaufen – und das geht tatsächlich sogar etwas schneller.

Zwischendurch macht jeder seinen Fotostop. Manche versuchen zu springen, die Vegetarier, die auch gerne Yoga machen, stellen sich auch hier in einer sicherlich bekannten Yoga-Figur auf und fotografieren sich gegenseitig, die Koreaner sehen aus wie zwei Scheiche und unsere Rucksack-Freundin genießt die Aussicht von der Mitte der Düne. Oben ist es ohnehin zu voll, oder? Je später der Morgen, desto mehr

Dünenwanderer. Nach unserer Rückkehr von der **Düne 45** gibt es erst einmal Frühstück. Die Kulisse ist schon der Hammer, von allen Seiten erstrahlt der Sand in unterschiedlichen Farben. Danach heißt es, alles einräumen und weiter zu Sossusvlei. Hierbei handelt es sich um eine Salzpflanze mit vielen toten Bäumen, die eine grandiose Kulisse bietet. Doch erst müssen wir dorthin kommen. Die Zahl der Touristen wird mehr, die 4x4 Jeeps sind fast alle ausgebucht, so dass ein Traktor mit einem Anhänger in Schuss gebracht werden muss. Es ist ein Hin und Her und letztlich fährt ein Teil mit dem Traktor und ein anderer mit den Jeeps. Unterwegs finden sich immer wieder Jeeps, die im Sand feststecken. Wir sind froh, dass wir nicht in so einem Auto sitzen. Unser Fahrer steigt aus und hilft einer Familie, den Karren wieder aus dem Sand zu befreien. Der Trick ist recht simpel: Vollgas und das Lenkrad dauernd nach rechts und links bewegen und natürlich die anderen schieben lassen. Beim Aussteigen stolpert unser Pechvogel mit dem Rucksack und fällt hin. Aber das kennen wir ja schon. Wir sind total begeistert von diesem Tag und es ist gerade einmal kurz nach Mittag. Es gibt eine Kleinigkeit zu essen und dann fahren wir zur nächsten Unterkunft und unserem Abendprogramm. Nach dem Zeltaufbau erwartet uns schon unser Buschman „Frans“. Er ist der Hammer an Tourguide und erzählt uns erst etwas über das Leben der Buschmänner und in diesem Zusammenhang auch über die Wüste und die Tierwelt. Anhand einer Wüstenpflanze zeigt er uns, wie diese sich mit nur ganz wenig Wasser innerhalb kürzester Zeit öffnet und sich dann auch vermehrt. Er berichtet von Schlangen in der Wüste. „If the snake bites you, you can smoke your last cigarette, when you have finished your cigarette (Fingerschnippen) you die“, und er lässt seinen Kopf zur Seite fallen um zu zeigen, wie man tot aussieht. Anschließend zeigt er uns beim Spaziergang eine Stelle im Sand. Wir sehen zuerst nichts, doch dann hebt er mit einem kleinen Stöckchen ganz vorsichtig etwas an und man sieht, wie sich hier ein etwa 1-Euro—großer Deckel abheben lässt. Hierunter wohnen die Spinnen, die nachts die Tür öffnen, nach draußen gehen und dann wieder zurück in die Wohnung gehen. Wann hat man so was schon mal gesehen? Und dann fährt er mit uns an eine Stelle, von der aus wir das erste Mal Zebras und andere tolle Tiere in Fülle bei Sonnenuntergangslicht sehen. Das war ein grandioser Tag, den so schnell nichts toppen kann. Gekrönt wird er noch kurz vor dem Schlafengehen, als wir am Wasserloch die versprochenen Zebras sehen, die abends kommen um etwas zu trinken. Wir nähern uns vorsichtig, merken aber recht schnell, dass wir nicht ansatzweise so attraktiv sind wie das Wasser. Wir machen noch ein paar Fotos und Videos und dann gehen wir erschöpft in unsere Zelte.



Der nächste Morgen beginnt leider nicht ganz so erfreulich. Kurz nach der Abfahrt bremst unser Fahrer und wir sehen weshalb. Rechts im Zaun hat sich ein Zebra verheddert, das verzweifelt versucht, sich zu befreien. Unser Fahrer steigt aus, mit ihm eine Mischung aus hilfsbereiten aber auch einfach nur neugierigen Leuten. Die komplette Aufmerksamkeit der Truckinsassen gilt dem Zebra, vor allem, weil alle noch einmal an den Vorabend zurückdenken

und auch wissen, dass ein Zebra verdammt gut austreten kann. Es dauert eine ganze Weile, bis die zündende Idee und das entsprechende Werkzeug bereit sind und bei manchen Insassen kommen Messer zutage, die einem fast schon Angst machen. „Ist noch erlaubt, die Messerklinge darf bis zu 8,5 cm sein, meines hat nur 8 cm“, ruft mir mein Vordermann beim Rausgehen noch zu. Er hat wohl meinen entsetzten Blick gesehen, als er das Messer aufgeklappt hat und aussieht wie Paul Hogan in Crocodile Dundee. Draußen versammelt ist es nun Ziel, den Zaun Stück für Stück durchzuschneiden und damit die Spannung des Zaunes zu lockern. Ein klein wenig hilft diese Aktion dem Zebra auch tatsächlich, doch es ist noch nicht frei. Dann steigt unser Fahrer plötzlich über den Zaun, bückt sich,



raschelt mit etwas auf dem Boden, nähert sich dem Zebra, raschelt wieder und kommt dann letztlich so nah an das Zebra heran, dass er die richtige Stelle ausfindig machen kann, die noch notwendig ist, um das Zebra zu befreien. Im Truck herrscht höchste Anspannung, gefolgt von enormer Erleichterung. Das Zebra springt davon und alle lassen die vergangenen Minuten noch einmal vor ihrem geistigen Auge Revue passieren. Als unser Fahrer wieder einsteigt, erhält er einen anerkennenden

Applaus. Die Fahrt geht weiter und am Nachmittag erreichen wir das „**Tropic of Capricorn**“, den Wendekreis des Steinbocks. Für manche ist der tiefere Hintergrund dieses Ortes von Bedeutung, für manche die vielen Aufkleber, die auf dem Schild zu finden sind. „Oh, da, einAufkleber.“ Hier werden natürlich wieder einige Fotos geschossen, bevor es weiter geht.

Unterwegs halten wir noch einmal um ein paar Fotos in der „Mondlandschaft“ zu machen – ja, es sieht tatsächlich aus wie auf dem Mond. Und natürlich wird dieser Stop auch für „bushy bushy“ und „rocky rocky“ genutzt, und wem das nicht passt, der kann auch von unserer neuen Wortschöpfung Gebrauch machen und „behind trucky trucky“ machen. Ja, beim Erweitern unseres Wortschatzes sind wir großartig.

In **Swapokmund** angekommen, dürfen wir zunächst die Flamingos an der Walvis Bay bewundern und fotografieren. Danach geht es weiter zur Touristeninformation nach Swapokmund. Dort können wir uns einen kleinen Film (es wird gemunkelt, dass er in den 80er Jahren entstanden ist) anschauen und uns einen Überblick verschaffen, was wir in Swapokmund alles machen können. Die Begeisterung hält sich zunächst in Grenzen, doch dann überlegt jeder doch noch einmal, was man Sinnvolles an diesem Ort machen könnte. Ich entscheide mich für den „Dolphin cruise“, denn Delphine habe ich in der freien Wildbahn noch nicht gesehen. Angeblich gibt es eine 95%-ige Wahrscheinlichkeit, tatsächlich Delphine zu sehen, ich bin gespannt. Ein großes Raunen geht durch den Saal, als ausgerechnet unser Tollpatsch sich für die Quad-Tour durch die Wüste und das Sandboarding anmeldet. Aber was wollen wir machen, sie ist nun mal über 18 und kann selbst entscheiden? Den Nachmittag haben wir zur freien Verfügung und für die meisten steht erst einmal die „Laundry“ an und danach ein Kaffee. Auch hier brauche ich wohl nicht zu erwähnen, dass unsere Rucksackfreundin drei Tüten braucht, um alle Sachen für die Reinigung unterzubringen. Ja, zugegeben, die Wüste hat ihre Spuren in unseren Kleidern und Schlafsäcken hinterlassen – aber drei Tüten????

Spätestens bis zum Abendessen hat dann auch jeder sein individuelles Programm absolviert und beim gemeinsamen Abendessen wird eifrig berichtet, wer was gesehen hat. Auch wird gemunkelt, dass fünf neue Leute zusteigen werden, im Gespräch sind unter anderem Russen und wir sind gespannt. An diesem Abend gesellt sich nur eine neue dazu und die ist definitiv nicht aus Russland, sondern ganz klar dem Bundesland Bayern zuzuordnen. Sie passt in die Runde und es bleiben nur noch 4 Fragezeichen übrig. Nach dem Essen geht es nebenan in die Bar und plötzlich sieht man auch ein paar Mädels von uns mit den Einheimischen tanzen. Die Einheimischen sind eine Mischung aus angetrunken, nett und einfach nur total auf Beute aus. Einer sticht aber heraus, der tatsächlich tanzen kann und vielen von uns das Tanzen beibringen möchte. Unsere Fränkin beginnt zusammen mit ihm die Hüften zu schwingen und stellt sich richtig gut an. Unser Pechvogel springt plötzlich hinter mich, hält sich an meinen Schulter fest und sagt an meinem Hinterkopf vorbeilinsend immer nur „No, no, not dance.“ Und selbst die sonst so kecken Kölnerinnen sträuben sich bei der Aufforderung zu tanzen. Unser Fahrer opfert sich auf und schwingt zweimal die Hüfte. Dann verschwindet einer der voluminösen und angetrunkenen Tänzer auf der Toilette und taucht ewig nicht mehr auf. Ob er noch lebt? Einer unserer Jungs schaut nach und kommentiert nur: „Er lässt sich den Alkohol nochmal durch den Kopf gehen.“ Na lecker, so genau wollten wir es dann doch nicht wissen. Als er wieder zurückkommt, ist er bereit zu neuen Tanzeinlagen. Irgendwann verkrümeln wir uns dann aber doch und gehen zurück zu unserer festen Unterkunft.

Der nächste Tag beginnt nicht vielversprechend. Der Himmel ist extrem bewölkt und noch vor dem Frühstück kommt der erste Regenschauer. Wir sind zu dritt für die Delphintour, die Honeymooner und ich. Alle Hotels werden abgeklappert, bis der Bus voll ist. Nach rund 30 Minuten sind wir am Ziel angekommen. Aus Prinzip, weil ich kein schlechtes Wetter sehen möchte, habe ich die Sonnenbrille aufgesetzt. Dass es regnet, ignoriere ich. Doch als ich denke, Flamingos entdeckt zu haben und alle anderen etwas von Pelikanen erzählen, ziehe ich doch wieder die Brille mit der richtigen Sehstärke auf. Und tatsächlich, es sind wirklich Pelikane, die sich hier herumtreiben. Kurz darauf erblicken wir die ersten Robben und – was fast noch besser ist – die Sonne in ihrer vollen Pracht. Schnell wird es fast schon zu warm, aber wir haben ja den Fahrtwind des Bootes und wir genießen die Fahrt. Die Honeymooner sind unten bei den Pelikanen und der Robbenfütterung, ich bin oben mit ein paar Italienern. Unser Guide verkündet, dass wir nun hinaus auf See gehen und von diesem Moment an dauert es keine 5 Minuten, bis wir die ersten Delphine entdecken, die vor, neben und hinter den Booten



schwimmen und springen. Wahnsinn, meine ersten Delphine in freier Wildbahn. Für mich ist der Tag schon perfekt. Nach ein paar Minuten ist das Spektakel leider schon wieder vorbei und die springenden Delphine werden durch die springenden Robben ersetzt. Dann kommt ein spannender Moment: Das Buffet wird eröffnet und ein Opfer muss vom Tourguide erbracht werden: er zeigt uns, wie man Austern schlürft – dabei gesteht er uns, dass er diese eigentlich gar nicht mag. Nach und nach probiert einer nach dem anderen die Austern, natürlich immer unter den neugierigen Blicken der anderen. Erst etwas Zitronensaft darüber, dann etwas Pfeffer und am Ende noch Tabasko. Die Auster vorsichtig von der Schale drücken und dann schlürfen. Jeder probiert mit unterschiedlichsten Gesichtszügen die Auster, nur unsere Honeymoonerin spuckt die Auster wieder aus. „Uaah, das bekomme ich nicht runter, das ist so eklig.“ Na toll, und jetzt soll ich dieses eklige Etwas essen? Mir wäre es in dem Moment lieber gewesen, sie hätte die Auster erst nach mir probiert. Während sie noch mit Sekt nachspült, bereite ich mich ganz unauffällig und leise auf meinen ganz persönlichen großen Moment vor. Und ja, man kann es essen – muss es aber nicht unbedingt als Lieblingsgericht haben. Die Tour klingt gemütlich aus und es ist gerade einmal kurz nach Mittag, bis wir wieder im Hotel abgesetzt werden. Ich entschlief mich spontan, für den Nachmittag ein Fahrrad zu mieten und soll den Entschluss nicht bereuen.

Bevor ich mit dem Rad losfahre, warte ich noch auf meine tollpatschige Zimmergenossin, die hoffentlich die Quadtour gut überstanden hat. Sie kommt unversehrt und freudestrahlend zurück und ich bin so erleichtert – und soll damit nicht die Einzige bleiben.

Nachdem das also geklärt wäre, fahre ich mit Fahrrad incl. Bremse, Gangschaltung und Helm (welch Luxus) durch **Swapokmund**. Hier gibt es die verrücktesten Straßenschilder. Mein Favorit ist diese hier:



„Don't drink and drive“. Auch fahre ich mit dem Rad so weit an den Ortsausgang, dass man einen genialen Überblick über alles, was Swapokmund zu bieten hat, bekommen kann. Da stehen die Quads direkt neben den Kamelen, es gibt einen tollen Blick auf die Wüste, dann geht es über eine sehr befahrene Straße und von dort aus sieht man das Ende der Wüste und den Anfang des Meeres. Einfach nur verrückt, dieses Afrika.

Den Abend lassen wir gemütlich im Restaurant ausklingen. Die

Honeymooner von der anderen Gruppe leisten uns Gesellschaft. Sie haben sich nun doch entschlossen, bei den „Gepuderten“ zu bleiben, weil sie sonst eine Menge Geld verlieren würden und nicht einmal der Flug über das Okavango Delta mit dabei wäre. Außerdem kommt noch ein neues Pärchen aus Ost-Deutschland dazu, die unser Jungspund gleich mit „Oooch os Dräsdn seid ihr?“ freudig aufnimmt. Im Nachhinein ist ihm dies etwas peinlich, aber da ist es schon über seine Lippen. „Achso“, tönt es plötzlich aus einer Ecke und alle horchen auf wie ein aufmerksames Impala. Wir haben in den letzten Tagen nämlich mit Erschrecken festgestellt, wie oft wir diesen Lückenfüller „achso“ benutzen und seit dem wird jedes „achso“ kurz nach Aussprache unmittelbar im Chor mit „ACHSO“ wiederholt. Und natürlich folgt in diesem Zusammenhang auch immer schnell ein „Geonbae“ und die Gläser werden gehoben. Ja, es entwickelt sich langsam aber sicher eine Eigendynamik innerhalb der Gruppe und die Häufigkeit des kollektiven Gelächters steigt. Wir laufen gemeinsam nach Hause und bereiten uns auf den folgenden Tag vor.

Unser Familien-Pechvogel hat heute Geburtstag und bekommt beim Frühstück bereits ein erstes Geburtstagsständchen gesungen. Richtig gefeiert wird aber erst am Abend. Fünf neue Leute werden heute zusätzlich im Truck sitzen, das heißt zusammenrücken. Wir sehen nun auch die beiden Holländer, Tochter mit Mutter (oder umgekehrt), die gleich einen sehr sympathischen Eindruck machen. Unser Jüngster im Bunde wirkt plötzlich noch charmanter als zuvor. Die drei anderen neuen Mitglieder haben wir ja schon gesehen. Es geht auf nach Spitzkoppe. Die Holländer reißen sich gleich ums Geschirrspülen und Bewirten und die Dresdner machen von der bisher eher arbeitslosen Übersetzerin Gebrauch, da sie kaum Englisch verstehen. Unsere neue Fränkin fügt sich eher unauffällig in die Gruppe ein. Im Truck ertönt von Zeit zu Zeit ein „ACHSO“ und „Geonbae“. In Spitzkoppe angekommen, dürfen wir erst einmal eine Führung mit dem Buschmann machen. Sie unterscheidet sich von der letzten Führung, denn dieses Mal geht es eher um so eine Art Höhlenmalerei auf den Steinen, um verschiedene Pflanzen, die giftig bis tödlich sind und um den in Afrika angeblich seltenen Baobab-Baum, der uns später aber immer wieder begegnen wird. Besonders überrascht sind wir davon, dass man mit den einfachsten Pflanzen (Milky-bush) schon die böse Schwiegermutter ums Eck bringen kann. Genutzt wurde es früher aber zum Jagen und betäuben von Tieren. Nach der Tour hat Mamma schon fast das Abendessen fertig und es bleibt gerade noch Zeit, schnell den Hügel hinauf zu klettern und den Sonnenuntergang zu bewundern. Wir kommen ganz schön ins Schwitzen und schieben und ziehen uns gegenseitig an der schwierigsten Stelle nach oben. In solchen Momenten merkt man, dass wir doch schon zu einer tollen „happy family“ geworden sind. Als wir wieder nach unten geklettert sind, ist das Lagerfeuer bereits entfacht und das Abendessen schon bereit. Bei einer herrlichen Kulisse mit Blick auf die Spitzkoppe, das Lagerfeuer und einen grandiosen Sternenhimmel genießen wir unsere Mahlzeit.

Auch unser Geburtstagskind bekommt noch eine kleine Überraschung von uns geboten. Mit Luftballons, Papierhütchen und Tröten warten wir auf sie, als sie sich einmal kurz verkrümelt hat. Das Geburtstagsständchen wird in allen verfügbaren Sprachen gesungen: Deutsch, Englisch, Niederländisch, Afrikanisch und Koreanisch. Was will man noch mehr – dabei wollte sie doch eigentlich gar nicht feiern. Na, wieder einmal Pech gehabt. Nachdem das Geschirr gespült ist und Mamma ihr Storytelling abgeschlossen hat, beschließen die Fotobegeisterten unter uns, den grandiosen Sternenhimmel mitsamt Spitzkoppe im Hintergrund zu fotografieren. Der Sternenhimmel ist kein Problem, die Spitzkoppe kann man aber beim besten Wille nicht erkennen. Trotzdem fallen wir zufrieden in unsere Zelte. Dass es hier keine Dusche gibt und auch nur ein recht schlichtes Klo, stört keinen von uns.

Heute steht der Besuch bei den **Himbas** an. Ich freue mich darauf, denn ich habe schon tolle Fotos von den Himba-Frauen gesehen und ich möchte auch ein tolles Foto machen. Zumindest gehe ich mit dieser Idee in den Tag. Als wir kurz vor dem Himba-Dorf angekommen sind, werden wir auch gleich in Empfang genommen und zu den Himbas geführt. Manche haben ein seltsames Gefühl, denn irgendwie dringt man schon in die Privatsphäre dieser Menschen ein. Andererseits leben die Himbas unter anderem von den Einnahmen, die sie durch die Touristenbesuche und vor allem die Einkäufe der Touristen machen. So wie die Vorahnungen sind, soll sich auch der eigentliche Besuch gestalten. Der Guide ruft eine Himba-Frau aus ihrem Zelt und fordert sie auf, nicht tagsüber zu schlafen, sondern nach draußen zu kommen. Damit gewinnt er nicht unbedingt unsere Sympathie. Nachdem die Himba-Frau aus ihrer Hütte gekommen ist, kommen auch die drei Kinder dazu. Sie werden von dem Mann in Position gestellt und es sieht wirklich schon aus wie auf dem Basar, wo die Ware zur



Schau gestellt wird. Ein seltsames Gefühl. Ich habe zuvor noch einen Block und Stifte gekauft und als die meisten der Gruppe schon weg sind, gebe ich die Sachen einem der Jungs. Er freut sich und die Mutter fordert mich daraufhin auf, ein Foto von ihm zu machen. Als er fotografiert ist, möchte sie auch, dass ich von den anderen Kindern ein Foto mache. Ich fotografiere und zeige ihr die Fotos. Sie wirkt zufrieden, den Kids gefällt es auch, fotografiert zu werden. Im Vorbeigehen fotografiere ich der Vollständigkeit halber auch noch zwei Männer beim Reparieren eines Daches. Ich gehe wieder zurück zur Gruppe und habe wohl schon einen Teil der raschen Führung verpasst, denn es wird gerade verkündet, dass der Markt eröffnet wird und wir kaufen sollen um die Himbas zu unterstützen. Nun sollen wir die andere Seite der Himba-Frauen

kennenlernen. Während sie zunächst eher wie billiges Personal unseres Guides gewirkt haben, strömen sie nun plötzlich ganz geschäftstüchtig aus allen Ecken und setzen sich in einem Kreis hin um ihre Ware anzupreisen. Wir schauen uns die Sachen an und jede fordert auf, dass man bei ihr kaufen soll. Hat man dann etwas gekauft, wird man von den anderen beschimpft, warum man bei „der“ gekauft und nicht bei ihr, sie müsse schließlich auch eine Familie ernähren. Das ist schon sehr anstrengend und auch eine unangenehme Situation. Und unserem jüngsten Familienmitglied soll es nicht besser ergehen. Er hat einen Fußball vom 1. FC Köln mitgebracht und möchte, dass er bei der Übergabe und beim Spiel mit dem Ball fotografiert wird. Doch der Ball verschwindet schneller in einer Hütte als er schauen kann. Das einzige Foto, das er bekommt, ist eines, bei dem er zusammen mit einem Jungen mit einem alten kaputten Ball spielt. So hatte er sich das sicherlich auch nicht vorgestellt. Relativ schnell verlassen wir die Himbas wieder und wir sind noch einmal mehr erstaunt, als wir plötzlich ein junges, flippig angezogenes Mädchen in Richtung Dorf laufen sehen. So sehen die echten Himbas also inzwischen aus? Ist gerade Schichtwechsel? Dieses Erlebnis soll noch eine ganze Weile Gesprächsthema bleiben. Eine Giraffe, die uns abends über den Weg läuft, stimmt uns wieder etwas versöhnlich mit diesem Tag.

Am nächsten Morgen erwartet uns der **Etosha-Park** und wir haben schon recht hohe Erwartungen an den Etosha-Park: Am besten die Big Five, das ist klar. Doch da gibt es noch diverse Sonderwünsche von einzelnen Personen wie „wenn ein Löwe gerade ein Impala reißt“ oder „die Giraffe neben einem Elefanten steht“. Wir sind gespannt, ob all unsere Wünsche erfüllt werden. Die Happy Family hat einen Lucky day, nicht zuletzt vielleicht, weil unser Truck-Fahrer heute auch gleichzeitig der Safari-Guide ist. Wir sehen Giraffen, Elefanten, jede Menge verschiedenster Antilopenarten und Vögel, dann sogar ein weißes Nashorn, das inzwischen recht selten ist, Zebras ohne Ende, Mungos und „Ground Squirrels“, also Erdmännchen, Büffel, einen Schakal und Gnus. Was noch fehlt, ist der Löwe. Den sehen wir dann aber am nächsten Morgen. Es scheint ein Löwe aus dem benachbarten Nationalpark zu sein, denn er trägt ein Halsband. Später sehen wir aber noch eine komplette Löwenfamilie und sogar einen Leopard. Auch wenn wir ihn mit der Kamera fast nicht mehr einfangen können, so haben wir ihn wenigstens gesehen. Wobei sich hier die Geister scheiden. Manche sagen: „Naja, als wirklich gesehen würde ich das aber nicht bezeichnen.“ Dann halt nicht – ich habe ihn gesehen. Richtig witzig wird es dann beim bushy-bushy machen auf der Salzpfanne. Der Wind weht wie verrückt, so dass man zumindest als Frau gar nicht weiß, wo man sich hin platzieren soll. Mal ganz davon abgesehen kommen hier immer wieder neue Trucks an. Aber irgendwie klappt es dann doch. Danach holt Mamma ihre Pfanne raus. Aber nicht um wirklich zu kochen, sondern um einen nach dem anderen in der „Salz-Pfanne“ zu platzieren. Einer nach dem anderen lässt sich fotografieren und wir hüpfen und hüpfen, obwohl es doch eigentlich viel zu warm dafür ist. Doch genau das ist ja auch die Idee, hüpfen, als ob es in der Pfanne zu heiß wäre. Außerdem machen wir auch gleich noch ein Gruppenfoto auf dem Truck. Wer nicht nach oben will, darf einfach aus dem Truck-Fenster winken. Nach dem Foto geht es dann „Zack Zack“ wieder in den Truck. Zurück an der Unterkunft haben wir den Nachmittag zur freien Verfügung. Manche machen noch eine weitere Tour um endlich ein Nashorn zu sehen, andere schauen sich einfach rund um die Anlage etwas um und manche tauchen ihren kaputten Fußzehen in den swimming-pool. Ich entscheide mich für den Turm, hinter mir läuft ein Mann hastig her, so dass ich gar nicht zum Verschnaufen komme. Doch als ich oben bin, dreht er wieder um und sprintet zurück. Sehr seltsam. Ich genieße oben die Ruhe und die Aussicht, mache ein paar Fotos, trinke gerade aus meiner Flasche – und schon bin ich nicht mehr alleine. Die Dortmunderin kommt nach oben und genießt mit mir die Aussicht. Bei der Gelegenheit nimmt sie gleich noch ein Video mit 360-Grad-Aufnahme auf. Ich drehe mich hinter ihrem Rücken mit, damit ich nicht in die Aufnahme komme. Doch halt, da war doch irgendwas falsch, oder? Wir diskutieren kurz, ob die Etosha-Pfanne eine Salzpfanne oder eine andere Pfanne ist und dann nimmt sie das Video noch einmal auf. Dieses Mal steige ich ein paar Treppenstufen hinunter, dann muss ich nicht so blöd hinter ihr her laufen. Kurz bevor sie fertig ist kommt ihr Mann die Treppe hoch und ich bremsen ihn aus. „Halt, deine Frau dreht gerade zum zweiten Mal ein Video.“ Wir warten, bis sie fertig ist und kommen wieder hoch. „Oh, schade, dass du jetzt erst kommst, das wäre toll gewesen, wenn du plötzlich ins Video gelaufen wärst“, begrüßt sie ihren Mann. Tja, das war wohl meine Schuld. Es



gesellen sich noch mehr zu uns aus unserer Gruppe. Als wir alles gesehen haben, einschließlich unserem Truck, der noch einmal eine Tour angeboten hat, machen wir einen Spaziergang zum Wasserloch, an dem sich mitten am Tag aber nicht zu viel regt. Daher heißt es, später wieder kommen, wenn mehr Tiere da sind. Tatsächlich kommen gegen Abend einige Zebras und Springböcke vorbei. Das wirkliche Highlight lässt aber noch auf sich warten.

Doch dann kommt es endlich, um 22:31 Uhr taucht aus der Dunkelheit ein Nashorn auf. Wir fotografieren es, so gut es bei den Lichtverhältnissen eben geht und sind ganz aufgeregt, dass das Warten nicht umsonst war. Bei mir drückt die Blase und ich lasse meine Kamera bei den Kölner Mädels liegen, nur für den Fall, dass noch etwas Besseres kommen sollte. Als ich zurückkomme, sehe



ich sie schon ganz wild mit meiner Kamera hantieren.

„Ich habe den Schakal fotografiert“, ruft mir unser Pechvogel mit dem Rucksack stolz entgegen. „Und da hinten ist eine Giraffe, schau mal durch deine Kamera“, meint eine der Kölnerinnen ganz aufgeregt. Ich fotografiere brav in die Richtung, in die sie zeigt und zume größer. Ohja, das ist eine Giraffe, und was für eine regungslose. Beim Zoomen sehen wir, dass es sich nur um einen abgebrochenen Baumstamm handelt. Das Gelächter ist groß. Jetzt sehen wir schon Tiere, die da gar nicht sind. So fängt es an. Und wenn man schon so schlecht sieht, ist es höchste Zeit fürs Bett. Also gehen wir zurück ins Zelt – doch wir trauen unseren Ohren nicht, als wir am nächsten Morgen vernehmen, dass eine halbe Stunde, nachdem wir weg waren, rund 20

Elefanten an die Wasserstelle gekommen sein. Wie viel Pech kann man haben? Wir wollen auch Elefanten sehen, gaaaaanz viele. Doch für manche ist heute schon der letzte Tag der Reise erreicht, denn in Windhoek verabschieden wir uns später von dem netten Pärchen aus Dortmund und den Honeymoonern. Es gibt eine schnelle Führung, bei dem uns eine Kirche, das Parlamentsgebäude, die Kaffeemaschine, ein Museum und die angeblich beste Eisdiele Windhoeks gezeigt werden. An der Eisdiele gibt es WiFi und die Gespräche gefrieren schnell ein und werden durch zügiges Tippen auf den Handys ersetzt. Schnell noch eine Unterkunft da, Rückflug checken, Taxi suchen....Nur einer geht noch ganz entspannt die Treppen der Kaffeemaschine hoch um einen Blick über Windhoek zu erhaschen – sein Handy scheint noch immer irgendwo in der Wüste im Sand zu liegen und langsam aber sicher vor sich hin zu schmelzen. Als er wieder zurückkommt, sieht er die Süchtigen, die immer noch mit der Handy-Technik beschäftigt sind. Gemeinsam nehmen wir wieder den Weg nach oben, warten auf unseren Truck, der schon wieder komische Geräusche gemacht hat, und dann heißt es: noch ein letztes Mal drücken und „Auf Wiedersehen“ sagen. Ich frage die Dortmunder, an die ich mich nun doch sehr gewöhnt hatte, was ich denn ohne sie machen soll. Die Antwort könnte besser nicht sein: „In die erste Reihe sitzen?“ Na, das mache ich dann doch glatt, wenn sie mich schon so darum bitten. Eigentlich war ja geplant, dass die Leute, die uns verlassen, abends noch mit uns essen gehen, aber die Hotels sind zu weit von dem unsrigen weg, so dass sie ewig unterwegs wären für eine Kleinigkeit zu essen. Schade.

In der ersten Reihe ist es gar nicht so schlecht, nur die Taschen, die direkt vor dem Sitz hängen und die man immer so schön mit Wasserflaschen, Taschentüchern, Knabberzeug etc. füllen kann, fehlen mir etwas. Aber sonst ist es ein toller Platz. Die Fahrt dauert gar nicht mehr so lange und die neue Unterkunft passt auch. Schon den ganzen Tag durfte sich eine der Kölnerinnen anhören, dass in ihren Geburtstag hinein gefeiert wird – dabei will sie doch einfach nur ins Bett. Doch bei dieser happy family hat sie gar keine andere Chance als sich zu fügen. Und so geht es nach dem Abendessen ins Zimmer unserer Fränkin, aber natürlich nicht, ohne die Bar vorher geplündert zu haben, die um 21 Uhr schon zu machen wollte. Es wird über die vergangenen Tage gesprochen, über die Wehwehchen, die mit 40 beginnen, über die kaputten Fußzehen im Zimmer, natürlich über Karneval, der bei den Kölnern schon seit Tagen Gesprächsthema Nummer 1 ist und irgendwann, als die Gespräche dann langsam aber sicher etwas zäh werden, weil jeder müde ist und das Geburtstagskind ja sowieso nicht feiern möchte, werden dann ganz heimlich die Hütchen und Luftballons und Tröten verteilt. Ganz diskret fällt das ein oder andere Teil auf den Boden, das Geburtstagskind bekommt von den Vorbereitungen für die Feier natürlich gar nichts mit, und dann ist es auch endlich Mitternacht. Ein schräges Geburtstagsständchen wird gesungen, es wird gratuliert und umarmt und dann gibt es noch ein Gruppenfoto.

Kein Foto,
die Hütchen und
Tröten sind einfach
zu peinlich, um sie ins
Internet zu stellen 😊

Es werden unendlich viele Anläufe benötigt, bis dann doch endlich mal alle drauf sind. Vor lauter in die Hocke gehen und nicht bewegen, setzt es unseren Pechvogel auf den Hintern, weil sie das Gleichgewicht verliert. Das Gelächter nimmt trotz der fortgeschrittenen Stunde und eigentlicher Nachtruhe zu und von der Seite tönt es: „Hilfe, ich werde blind.“ Da scheint man wohl mehr zu sehen als gewünscht. Es wird noch ein letztes Mal angestoßen, ein „Achso“ und „Geonbae“ und „Hellau“ gerufen und dann verkrümeln

wir uns alle in unsere Zimmer. Man muss es ja schließlich doch irgendwie ausnutzen, wenn man mal wieder ein Bett hat.

Am nächsten Morgen heißt es dann erneut Abschied nehmen. Vor allem unser Fahrer macht ein trauriges Gesicht, als er die Fränkin zurücklassen muss. Unser Küken kommt etwas verschlafen zum Frühstück und wird von allen Seiten gefragt, warum er nicht zur Geburtstagsparty kam. Seine Antwort ist so genial wie typisch: „Ich habe mit meiner Freundin telefoniert, saß auf dem Stuhl am Schreibtisch und irgendwie muss ich dabei eingeschlafen sein. Dann habe ich ab und zu die Augenlider geöffnet und eine Schwepes-Dose gesehen. Da dachte ich mir, das muss Mamma's Dose sein und wir sind im Truck und ich habe weitergeschlafen – bis heute Morgen. Meine Freundin muss es wohl mitbekommen haben, denn sie hat mir viele Smileys geschickt.“ Ach ja, wir vom Jahrgang 77 schmunzeln und denken uns unseren Teil über die Jugend von heute. Jetzt hatte er nach Ewigkeiten einmal wieder ein Bett anstatt einer Matratze im Zelt und er schläft die ganze Nacht auf dem Stuhl. Der Truck fährt los, draußen winkt uns die Fränkin zum Abschied zu und der Tag kann beginnen. Doch plötzlich tönen die Koreaner: „Hey, where is our bag?“ Von was reden sie denn? Sie sind doch sonst morgens nicht so laut. Und dann löst es sich auf. Sie hatten an einem der Seile, an denen normalerweise die Vorhänge für die Fenster im Truck befestigt sind, Plastiktüten befestigt die aussahen wie Abfalltüten. Und Mamma hat nachts den Truck gründlich aufgeräumt und die Tüten in den Müll geschmissen. Der junge Koreaner hält entsetzt die Hände nach oben: „My hippo, my hippo was in the bag!“ Und kurz darauf dreht der Truck wieder um und fährt zurück zur Unterkunft, die wir gerade verlassen hatten. Just in dem Moment, in dem wir ankommen läuft uns die Reinemachefrau mit den Mülltüten entgegen. Unser Koreaner springt wie besessen aus dem Truck und auf die Reinemachefrau zu und die Suche und das Wühlen beginnt. Aus irgendeinem Grund findet er recht schnell seine Tüte und kommt glücklich zurück in den Truck. „My hippo!“ Er strahlt über das ganze Gesicht und hat sein Highlight für den Tag schon bekommen. Das Knuddeln seines Hippos spricht Bände. Doch noch jemand anderes im Truck hat etwas zum Knuddeln: unser Pechvogel. Sie hält ihren Rucksack eng umschlungen und benutzt ihn als Kopfkissen. Nach leicht spöttischen Bemerkungen erklärt sie uns: „This is my best friend on this trip.“ Ein bisschen enttäuscht bin ich ja schon. Ich dachte, wenn wir schon Zelt und Zimmer teilen, wären wir die besten Freunde auf dem Trip, aber nein, es ist der Rucksack.

Wir machen uns auf den Weg nach **Ghanzi in Botswana**, quer durch die Kalahari-Wüste. Es heißt also wieder einmal, eine Grenze überqueren. Inzwischen sind wir schon sehr routiniert, haben Ausweis, Geld, Kugelschreiber und Formular immer griffbereit und wundern uns schon gar nicht mehr über die langen Wartezeiten. Unseren Neulingen erklären wir kurz, was es zu beachten gilt und schon sind wir auch schon in Botswana und machen uns auf den Weg zu den Buschmännern, genauer zu den „San-people“. Nach den letzten Erfahrungen mit den Himba-Frauen hat irgendwie keiner so richtig Lust, schon wieder in die Privatsphäre anderer Völker einzudringen. Dann doch lieber einmal duschen und sich ausruhen. Doch unser Pechvogel und das Pärchen aus Dresden wollen sich das Abenteuer nicht entgehen lassen – und es ist das erste Mal, dass ich mich danach als Pechvogel sehe und unser Pechvogel Glück haben soll. Sie kommt total begeistert zurück und erzählt, was sie alles erklärt bekommen haben und gesehen haben.

Es wurde ihnen gezeigt, wie man traditionell Feuer macht und sie durften eine Pflanze probieren, die als Medizin gegen Malaria eingesetzt wird. Der Buschmann hat ihnen versprochen, dass sie nach dem Verzehr dieser Pflanze drei Wochen lang vor Malaria geschützt wären. So ganz scheint sie ihm aber doch nicht geglaubt zu haben, denn als ich ihr das Malariarücknetz und die Medikamente abschwatzen will, möchte sie diese doch lieber sicherheitshalber behalten. Immer diese skeptischen Deutschen. Sie zeigt mir die Fotos, die sie von der San-Familie gemacht hat, von den nackten Frauen und den



Kindern und dem ältesten Familienmitglied, einem dünnen, aber muskulösen Opa. Irgendwie bereue ich es doch, nicht dabei gewesen zu sein. Naja, aber immerhin sehen wir die Familie abends noch einmal am Lagerfeuer. Es ist eine große Stuhlreihe aufgestellt und wir werden eingeladen, uns hinzusetzen. Auch die anderen Gruppenmitglieder, die „Gepuderten“, setzen sich dazu. In einer für uns unverständlichen Sprache wird erklärt, wie viele verschiedene Tänze es gibt, welcher Tanz für

was gut ist -und immer wieder bekommen wir eine kleine Kostprobe inklusive der entsprechenden Tanzeinlage. Etwas störend wirkt das Blitzgewitter der Kameras, das von den Gepuderten ausgelöst wird. Noch verwirrender als das Blitzgewitter ist aber die Reaktion unseres Südkoreaners, als er aufgefordert wird, kurz aufzustehen. Er rückt mit seinem Stuhl immer weiter nach hinten und bedeckt sein Gesicht. Irgendwie scheint ihm der Hokusfokus Angst einzujagen. Unbeirrt tanzt und die San-Familie weiter. Gegen Ende wird ein kleines Metallauto an einem langen Metalldraht herumgeführt um noch einen kleinen „Tip“, also Trinkgeld zu geben. Zeitgleich wird einer nach dem anderen aufgefordert, beim letzten Tanz mitzutanzten. Es handelt sich um einen Tanz, nach dem man besonders gut schlafen kann, wie ein Baby. Doch die San-Männer beißen sich an dieser Klientel die Zähne aus. Von den Gepuderten gibt kaum jemand Trinkgeld und mittanzten will auch niemand. Nach rund 17-mal Kopfschütteln und Sitzenbleiben bin ich an der Reihe. Ich möchte die San-Familie nicht in ihrem Stolz verletzen – und wohl wissend, dass ich garantiert eine bescheuerte Figur beim Tanzen abgebe, stehe ich auf um mitzutanzten. Zum Glück steckt diese Reaktion nun doch noch eine Handvoll Leute an und so hüpfen und tanzen wir mit den Buschleuten, die uns fröhlich an der Hand halten und uns zeigen, was wir machen müssen. Wer morgen also aufwacht und schlecht geschlafen hat, ist selbst schuld. Ich habe mein möglichstes für einen guten Schlaf gegeben. Die Zuschauermenge löst sich langsam aber sicher auf und einer der Buschmänner kommt auf unseren Jüngsten zu und drückt ihm etwas in die Hand. Es ist das Trinkgeld, das sie nicht verwenden können, denn von den San-Leuten kommt kaum jemand aus dem Land hinaus und so sind einige Münzen wie zum Beispiel die Namibischen Dollar, für sie wertlos. Ich glaube, beim ein oder anderen ist nach diesem Abend etwas Fremdschämen angesagt. Wir begeben uns in unsere Zelte, die Gepuderten sich in ihre Lodges und ein paar ganz Abenteuerlustige schlafen auf dem Truck. Zum Glück bleiben letztere Unverletzt und keiner fällt herunter.

Am nächsten Morgen decken wir uns wieder einmal mit ein paar Kleinigkeiten und Snacks im Supermarkt ein. Hier ist schon sehr deutlich zu erkennen, dass bald Weihnachten ist, alle Regale sind extrem bunt geschmückt, für die Kinder gibt es eigene Einkaufsgänge mit Glitzer und Leuchten und Spielsachen ohne Ende. Zurück im Truck bietet uns die Holländer-Mama Muffins und andere leckere Sachen an. Sie hat zwar erst morgen Geburtstag, aber da wir im Okavango-Delta wohl kaum die Gelegenheit haben zu feiern und auch keine Möglichkeit, etwas zu kühlen, feiert sie einfach heute schon. Die süßen Leckereien werden dankend angenommen.

Am Nachmittag machen sich ein paar von uns auf zum Flughafen um dort einen Scenic-Flight über das Okavango-Delta zu machen. Zugegeben, der Preis ist nicht ganz ohne, was einige dann doch abschreckt, aber wer dabei war, wird bestätigen: Der Flug war jeden einzelnen Dollar wert.

Wie an jedem Flughafen heißt es auch hier: Sicherheitskontrolle und Reisepass. So weit so logisch. Die Sachen werden aufs Band gelegt und gescannt – doch bei einer Person wird das Personal wachsam: Bei unserem Pechvogel. Während alle schon durch sind, soll sie ihre Tasche noch einmal aufs Band legen. Jetzt ist die Stunde der Wahrheit gekommen, denn jetzt können wir alle live auf dem Bildschirm beobachten, was sie so alles in ihrem Rucksack hat – in ihrem Rucksack, den sie wohl gemerkt zum Scenic-Flight mitnehmen möchte. „This is an e-book-reader, you can read books on it.“ Ja, das weiß das Personal bestimmt auch, aber was macht man damit bei einem Rundflug? „That’s for disinfection“, erklärt sie bei einer kleinen Flasche. Okay, genehmigt. Und dann waren da noch diverse andere Flaschen mit Flüssigkeiten darin, was für das Personal dann eindeutig zu viel war. Und so fliegt eine Flasche nach der anderen in den Mülleimer. „Ja, die große Wasserflasche habe ich irgendwie vergessen rauszunehmen.“ Doch dann, endlich, wird auch sie durchgewunken und darf



mitfliegen. Wir werden in zwei Gruppen aufgeteilt und folgen unserem Piloten zum Flieger. Bis wir abheben dürfen, müssen wir noch kurz auf eine Genehmigung warten, doch dann geht es auch schon los. Zunächst sehen wir erst einmal ein kleines Dorf, dann die ersten Flussarme des Okavango-Rivers und da vorne tauchen sie auf, die ersten Tiere von oben. Wir sehen Zebras, Impalas, Giraffen, Büffel, Elefanten, Hippos, Kühe, verschiedene Vögel – und wir sind einfach nur glücklich. Das **Okavango-Delta** von oben ist ein einmaliges Erlebnis, das man

meiner Meinung nach nicht verpassen sollte. Glückselig trudeln wir nach diesem Flug wieder beim Rest der Gruppe ein. Noch eine Nacht und dann tauschen wir unseren Truck Ray gegen ein anderes Fahrzeug ein, das uns ins Delta fahren kann. Damit verbunden heißt es auch Abschiednehmen von unserem Jüngsten. Er hat von seinem Professor eine Nachricht bekommen, dass es wohl Probleme mit seiner Bachelor-Arbeit gibt und er muss das unbedingt klären. Wenn es ganz dumm läuft, heißt das, dass er zurück nach Deutschland muss, aber eventuell kann er es auch von Afrika aus klären, wo das Problem liegt. Die Truppe wünscht ihm viel Erfolg für die kommenden zwei Tage und wir winken dem Truck nach, als er uns verlässt und wir uns bereit machen für die nächste „bumpy road“. Es holpert und poltert nicht schlecht auf den ersten Metern und wir sollen mit dieser Straße noch eine ganze Weile unser Vergnügen haben. Kurz macht es den Anschein, als ob wir stecken bleiben würden, doch dann geht es zum Glück ohne Aussteigen und Anschieben weiter. Wir werden von Frau Oberfeldweibel höchstpersönlich begrüßt, die gleich einmal die Regeln aufstellt, wer hier mit wem ins Zelt geht und wer nicht. Wer in welchen Pool darf und wer nicht. Wer an welche Bar darf und wer nicht. Ja, hier herrscht Zucht und Ordnung – sollte man meinen. Auf dem Gelände hüpfen die Affen fröhlich herum, besonders süß sind die, die ihre Babys unterm Bauch herumtragen und dann mal wieder schnell auf den Rücken schieben. Die Zelte von innen sehen auch ansprechend aus. Mal ganz davon abgesehen, dass sie alle schon aufgestellt sind, verfügen sie im Innenraum über Feldbetten. Das ist in der Tat ein kleiner Luxus. Draußen wartet schon ein Guide auf uns um mit uns gemeinsam Spuren zu lesen und nach wilden Tieren Ausschau zu halten. Die ersten wilden Tiere, abgesehen von Affen, sind Kühe. Die Begeisterung hält sich in Grenzen. Die paar Vögel, die auf dem Rücken der Kühe sitzen, machen es auch nur bedingt spannender, aber gut, wir sind ohnehin kaputt und unser Tagesprogramm ist ja nach dem kurzen Spaziergang noch nicht zu Ende. Nach der Tour haben wir eine kleine Verschnaufpause und dann geht es auch schon weiter zur Sunset-Cruise mit dem Boot. Wir laufen den Steg entlang und das Boot wartet schon auf uns. Doch die Sonne lässt an diesem Abend auf sich warten und will nicht so untergehen, wie wir uns das mit unseren Fotos vorgestellt haben. Dafür gibt es die unterschiedlichsten Vogelarten zu sehen, die uns der Guide zeigt. Ein Krokodil soll das Highlight des Abends bleiben – und als die Sonne dann ohne schönes Abendrot untergegangen ist, wird es auch Zeit, Moskitospray aufzulegen und zum Abendessen zu gehen.

Hier erwartet uns schon wieder Frau Oberfeldweibel, die uns irgendwie doch recht monoton und lustlos erklärt, was es zum Abendessen gibt. Zum Glück haben die Frauen in der Küche beim Kochen mehr Motivation an den Tag gelegt. Nach dem Essen sind dann doch irgendwie alle müde, nur eine Handvoll setzt sich noch an die angebotenen Brettspiele. Auf dem Weg zum Zelt stellen die Holländer fest, dass sie ihr Mosquito-Spray fürs Zelt vergessen haben und sie bekommen meines kurz ausgeliehen. Plötzlich ist aus ihrem Zelt ein schallendes Gelächter zu hören, aber irgendwie nur von einer Person. Im Zelt war es noch dunkel, als die Tochter schon mit dem Sprühen begonnen hat. Und irgendwie wollte die Mutter gerade etwas sagen, als sie das Spray direkt in den Mund gesprüht bekommen hat. Ja, so etwas soll vorkommen, aber zum Glück haben es beide überlebt – und bevor ich das Spray im Zelt verteile, mache ich vorsichtshalber das Licht an.

Neuer Tag, neues Glück – oder doch nicht? Zum Frühstück wird neben den Speisen auch ein Saft dargereicht, der angeblich ohne Orangen ist. Warum diese Info wichtig ist? Weil unser Pechvogel allergisch gegen Orangensaft und Produkte mit Orangen ist. Doch irgendwo scheint sich in der Informationskette ein Fehler eingeschlichen zu haben, denn schon, als wir uns auf das Boot begeben, geht es unserem Pechvogel nicht übermäßig gut. Natürlich können auch die Malaria-Tabletten daran schuld sein, aber das ändert am Endresultat auch nichts. Trotzdem geht es also auf das Boot und von dort dann weiter auf die kleineren Boote, hier „mokoro“ genannt. Und wie darf man sich ein Mokoro vorstellen? Es ist eine Mischung aus einer Nusschale und einer Gondel in Venedig. Wichtig ist, dass man sich darin möglichst nicht bewegt und wenn, dann nicht ruckartig, denn nur so kann der Fahrer gewährleisten, dass man nicht kentert und den Krokodilen als Fraß dient. Er ist nämlich derjenige, der durch die entsprechenden Bewegungen das Boot im Gleichgewicht hält. Nach einer gemütlichen Fahrt durch die dünneren Kanäle des Okavango-Deltas und einigen bunten Vögeln erreichen wir eine kleine Insel. Hier müssen wir uns etwas anders bewegen als am Vorabend. Vorneweg läuft unser Guide mit seinem Fernglas und einer extrem wachen Fortbewegungsweise. Irgendwie hat man hier wirklich das Gefühl, gleich kommt ein wildes Tier um die Ecke. Und hinter uns läuft noch ein Guide, der sicherstellt, dass niemand verloren geht. Es wirkt spannend, immer einmal wieder horcht er vielversprechend auf, doch dann bekommen wir am Ende doch nur zum x-ten Mal Elefantendung unter die Nase gehalten. Eigentlich dachten wir, wir wüssten darüber nun wirklich alles, aber es gibt offensichtlich immer wieder Neues zu erklären. Für alle, die bei den Touren geschlafen haben, hier noch einmal die Zusammenfassung: Man kann damit Feuer machen, Moskitos fernhalten (Feuer), manche rauchen das Zeug angeblich auch und für das Ökosystem ist der Elefantendung unheimlich wichtig, weil jedes Insekt etwas damit anfangen kann. Dann erfahren wir noch den Unterschied zwischen Elefantendung und anderem Dung. Und natürlich soll uns auch gesagt sein, dass durch den Dung die Samen überall verstreut werden und sich die Pflanzen dadurch vermehren können. Dann sehen wir noch einen „Termit mount“, also Termitenhügel. Zum Glück beschränkt sich die Information auf das Wesentliche, nämlich dass sie einem die Richtung weisen, wenn man sich verläuft, denn die Termiten bauen ihre Hügel immer in Richtung Westen wegen der Sonne und so. Sollte ich an dieser Stelle den Eindruck erwecken, dass ich nicht gerne etwas dazu lerne, so täuscht



das. Nur haben sich die Informationen über Elefantendung und Termitenhügel hier bereits zum dritten Mal wiederholt – und irgendwann wird es eben langweilig, zumindest für die, die von Anfang an dabei waren. Neu sind aber die Seerosen, die ein Fahrer während der Tour aus dem Wasser genommen hat. Es gibt welche, die nachts blühen und welche, die tagsüber ihre Knospe öffnen. Geschickt zerlegt er den Stängel der Seerose abwechselnd nach rechts und links, so dass eine tolle Halskette am Stück entsteht. Ebenso wird aus dem Blatt der Seerose ein Hut gebastelt. Schon faszinierend, was die Natur so zu bieten hat. Unser holländisches Geburtstagskind bekommt beides zur Feier des Tages angelegt und wird damit automatisch die „Queen of Isle“.

Unser Pechvogel macht indessen das Kontrastprogramm, bushy-bushy. Wenn's hilft. Immerhin sieht sie danach etwas erleichtert aus und getraut sich, bei den von den Jungs vorbereiteten Sandwiches zuzugreifen. Nur vom Saft lässt sie vorsichtshalber die Finger weg. Nach der Mahlzeit treten wir wieder den Rückweg an, das heißt, die Männer müssen uns wieder in den Mokoros transportieren, während wir die ruhige Landschaft genießen und nur ab und zu einen Vogel entdecken. Wie am Abend zuvor gibt es wieder eine Sunset-Cruise und unser Guide fragt uns bei einzelnen Vögeln ab, wie sie denn heißen. Wir versagen überwiegend kläglich, aber wer kann sich auch so viele Namen und dann noch auf Englisch merken?

Als wir wieder am Campingplatz ankommen, schläft unsere Crew noch in den Zelten. Sie scheinen kaputt zu sein, aber da ich am Nachmittag die Übersetzung übernommen habe, war der Verlust unterwegs nicht zu gravierend. Und es geht doch nichts über eine ausgeschlafene Mamma. Der Abend klingt mit einem Abendessen aus. Dieses Mal darf eine der Angestellten verkünden, was es zu essen gibt und sie macht es kurz und schmerzlos. Unserem Pechvogel geht es zum Glück wieder etwas besser, und nachdem sie zunächst nichts essen möchte, lässt sie sich doch zu Reis und Soße überreden. Es scheint ihr zu bekommen. Wir machen uns auf zu unseren Zelten und bereiten uns auf die Rückfahrt zu unserem geliebten Truck Ray und unserem Jüngsten mitsamt Fahrer vor.

Frühstück, kurzer und schmerzloser Abschied, ab in den kleinen Ruckel-Truck und zurück zu Ray. Die Spannung steigt. Als wir am Treffpunkt ankommen, ist der Truck noch nicht da. Wird unser Jüngster uns hier verlassen und zurück nach Deutschland fliegen?

Und dann, nach einer gefühlten Ewigkeit (wahrscheinlich waren es gerade einmal 85 Sekunden) sehen und hören wir unseren Truck schon. Zwei grinsende Gesichter schauen aus dem Fenster heraus. „Ihr seht alle so glücklich aus – wie war es?“, ruft uns unser Jüngster entgegen, und wir geben ihm kurz und knapp eine Antwort, denn eigentlich sind wir viel mehr daran interessiert, wie es ihm denn ergangen ist. Und er spannt uns auch nicht lange auf die Folter. Er stand wohl zwischen zwei Noten, hätte seine Arbeit verteidigen müssen, um eine Chance auf die bessere Note zu bekommen, hat sich dann aber für die 2 entschieden. Und natürlich ist nach dieser Nachricht „Feiern“ angesagt, nicht zuletzt, weil heute der 11.11. ist – Faschingsanfang. Und was das bei so vielen Leuten aus der Karnevalshochburg heißt, muss ich an dieser Stelle als Faschingsmuffel wohl nicht sonderlich erwähnen. Ich ziehe mich innerlich schon zurück, als es 11:11 Uhr ist, doch im Truck bleibt es ruhig. Jeder ist irgendwie ins Gespräch vertieft oder schläft oder macht sonst etwas. Puh, das wäre schon einmal überstanden. Doch bei der nächsten Einkaufsmöglichkeit wird dann doch nach den passenden alkoholischen Getränken gesucht und am neuen Campingplatz angekommen, wird auch nach Alkohol gefragt. Das kann ja was geben. Doch vor der Alkoholzufuhr müssen erst einmal die Zelte aufgebaut werden und das Essen vorbereitet. Und da tritt unser Pechvogel auch schon in das einzige Loch, das es weit und breit auf dem ganzen Campingplatz zu geben scheint,



hinein. Und da liegt sie auf dem Boden und hält sich das Sprunggelenk. Mamma eilt herbei und beschließt, dass wir einen Brocken Eis opfern müssen und darauflegen, bevor es zu dick wird. Gesagt, getan. Im Truck ist ein 3kg-Brocken Eis, der wird kurzerhand in drei Teile zerlegt und mehr oder weniger fachmännisch auf den Fuß gelegt und mit einem Verband umwickelt. Die Ersthelfer äußern sich etwas skeptisch: „Hm, Eis direkt auf die Haut. Das ist aber nicht so gut.“ Ich glaube, in dem Moment hat unser Pechvogel gar nichts mehr gespürt, außer Kälte.

Inzwischen ist auch das Essen vorbereitet und unser Pechvogel beschließt kurzerhand, auf den inzwischen untergeschobenen Matratze sitzen zu bleiben und auf dem Boden zu essen.

Ausnahmsweise wird sie sogar bedient. Danach klappt es zum Glück wieder mit dem Aufstehen – noch einmal Glück gehabt.

Auf der gegenüberliegenden Seite wartet eine kleine Insel, bei uns wartet ein kleines Floß und so springt die Truppe mit Party-Material ausgerüstet auf das Floß und verlässt den anderen Teil der Gruppe. Wir machen es uns auf den Campingstühlen gemütlich (wer die Stühle kennt, weiß, dass das unmöglich ist, aber egal) und beobachten amüsiert das fröhliche Treiben auf der Insel. Ja, es sieht nach Spaß aus. Die einheimischen Kinder werden ins Spielen mit der Frisbee-Scheibe eingelernt, die erwachsenen Frauen krempeln ihre Röckchen nach oben und die Jungs (okay, junge Männer) planschen im Wasser und haben Spaß. Als ich mit meiner Kamera die ersten Testbilder von drüben



mache, ruft mir Mamma zu: „If you want to join them, no problem, the boat will take you.“ Sie kann ja nicht wissen, dass wir ausgemacht haben, dass ich die Truppe mitsamt der 1. FC-Köln-Flagge von hier aus fotografiere. Und sie weiß auch nicht, dass ich ja eigentlich nur nicht mit bin, weil ich keine Lust auf Faschings-Party im November habe. Ich lehne also dankend ab und schon winkt es von drüben. Die anderen haben mich wohl mit der Kamera entdeckt. Ich mache ein paar Aufnahmen und

symbolisiere dann mit dem Daumen nach oben, dass ich sie im Kasten habe. Danach gehe ich wieder zurück zur Camping-Stuhl-Gruppe, wo wir unseren Sprachkurs „Schwäbisch für Nicht-Schwäbische“ weiterführen. „Do hat mich doch so en Moskito total verzwirbelt.“ „Er hat bitte was?“ „Ha, verzwirbelt halt.“ Das ist einmal eine Erklärung. Okay, mit ein bisschen gutem Willen und klarem Menschenverstand kann man dann darauf kommen, dass er sie gestochen hat, vermutlich mehr als einmal. „Gsells“ habe ich schon einmal gehört, das ist einfach zu übersetzen und heißt „Marmelade“. Und dann erzählt sie noch was von „triebeln“. An der Stelle bin sogar ich mit meinem Latein, oder vielmehr Schwäbisch am Ende (es sei vielleicht angemerkt, dass ich aus dem Badischen komme und wir den Kampf mit dem Schwäbischen schon seit Jahren gewohnt sind). Wenn ich mich recht erinnere, hat es etwas mit dem „Treten“ beim Radfahren zu tun.

Der Durst treibt dann einige doch an die Bar, von der aus man einen wunderbaren Blick nach drüben zur Insel hat. Die scheinen da drüben richtig Spaß zu haben und von Fasching ist nichts zu hören und sehen. Dafür sieht man aber von der Ferne richtig fette, schwarze Wolken aufziehen. Mamma bittet uns, die Zelte mit den Planen abzudecken, um sie vor dem herannahenden Regen zu schützen. Kaum sind wir damit fertig, beginnt es auch schon zu regnen. Jetzt wird es auch auf der Insel hektisch. Das kleine Zelt wird abgebaut und in Sicherheit gebracht, alle gehen aus dem Wasser und auf das Boot, nur die zwei jungen Männer sind noch nicht an Bord. Sie sind dazu auserkoren, das Boot anzuschieben und sie geben quasi Starthilfe. Unser Jüngster springt nach erfolgreichem Anschieben auf das Boot, unser Südkoreaner läuft noch einmal zurück, nimmt richtig schön Anlauf und schafft es leider nicht rechtzeitig, seine Beine nach oben zu schwingen. Klar, die Hosen sind nass und die ziehen nach unten. „Das hab’ ich gleich gesehen“, wird da von hinten schon kommentiert. „Ohje, der Arme, das hat bestimmt weh getan“, kommentiert eine zweite Stimme aus dem Hintergrund. Es fühlt sich an, wie zuhause vor dem Fernseher sitzen und einen Film anzuschauen, nur dass das hier alles echt ist und uns die Schadenfreude, weil wir im Trockenen sitzen, während die anderen klitschnass werden, ein kleines bisschen überkommt. „Wehe, ihr habt unsere Zelte nicht abgedeckt“, hören wir auch schon vom Boot aus. Will uns unser Jüngster jetzt etwa auch noch drohen? Wir beruhigen ihn, er atmet auf, und so gesellt sich die nasse Spaßgruppe zu der trockenen Sprachkurs-Gruppe – wie schön, wieder vereint zu sein. „Boah, es war voll cool. Gerade da hinten um die Ecke, vielleicht 200 Meter weg, waren ganz viele Hippos, bestimmt 20 Stück. Der Inhaber hat uns mit dem Boot hin gefahren, es war der Hammer.“ Na, da haben wir also doch was verpasst. Aber wie heißt es so schön: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten.“ 1:0 für die Spaßgruppe.

Pünktlich zum Abendessen fällt dann noch der Strom aus, so dass wir unter einem Dach unsere Campingstühle aufstellen, Mamma die Kerzen herausholt und wir mit unseren Stirnleuchten das Essen anleuchten um zu sehen, was es Leckeres gibt. So geht unser Tag in der **Caprivi-Region** zu Ende, und manch einer versucht noch verzweifelt, einen Pfad zu finden, auf dem man den Weg zu den Hippos nehmen kann – umsonst, den gibt es nicht. Somit müssen sich die Männer, die nicht dabei waren, mit den bunten Hippo-Pissoiren auf den Toiletten begnügen.



Nachdem wir jetzt kurz wieder in Namibia waren, geht es nach Botswana. „Oh, jetzt gibt es wieder eine Sonne im Stempel“, freut sich unser Pechvogel schon, aber die Sonne ist wohl nur an bestimmten Grenzposten im Stempel für die Einreise enthalten – und dieser zählt nicht dazu. Naja, wir freuen uns trotzdem, denn zum Ausgleich erwartet uns gleich ein prachtvolles Exemplar des Baobab-Baumes, welches wir nach der Desinfektion unserer Schuhe betrachten dürfen. Und der Tag ist ja auch noch jung, denn uns erwartet ein weiteres Highlight, der **Chobe National Park**. Gleich nach dem Mittagessen und Zeltaufbau werden wir zum Bootssteg gefahren und dürfen uns einen Platz aussuchen. Zum Glück ist unser Truck vor dem der „Gepuderten“ eingetroffen, so dass wir die besten Plätze einnehmen können. Manche gehen auf das Deck nach oben und sie erblicken auch schon den zweiten Truck, der anrückt. Mit ihm der „Ach-bin-ich-Hübsch-Übersetzer“, der noch ganz nach alter Schule den Damen beim Bootseintritt die Hand reicht. Die Tour beginnt und wir sollen nicht enttäuscht werden. Wir erblicken Hippos, die ihre Mäuler weit aufreißen und sogar noch besser aussehen als die, die wir vor ein paar Tagen als Fotomotiv auf einem Platz-Set entdeckt haben. Sie fühlen sich offensichtlich wohl und erledigen ohne Scham ihr „Number 2“ oder lassen einen fahren. Wir sehen natürlich auch wieder viele verschiedene Vogelarten, unter anderem Störche, aber auch Affenfamilien mit ihren Jungen, Krokodile, Weißkopfadler, Büffel, Kühe und sogar Giraffen, wenn auch etwas weiter entfernt. Wir sind selig und könnten die Tiere und die Landschaft ewig genießen. Doch bei den Gepuderten fangen ein paar an, etwas Stunk zu machen. „Wenn die zugehört hätte und nicht die ganze Zeit reden würde, dann wüsste sie auch, auf welchem Fluss wir fahren. Das haben wir ja jetzt oft genug gehört.“ „Na, wenigstens Entschuldigung könnte sie sagen.“ So schnappe ich einen Kommentar nach dem nächsten auf, gebe -was eigentlich nicht meiner geduldigen Urlaubsart entspricht- meine kurze, aber gezielte Antwort und erreiche immerhin, dass die Vorlauteste von allen nun doch den Mund hält und uns in Ruhe lässt. Trotzdem habe ich keine Lust mehr, unten zu bleiben und ich gehe nach oben auf das Deck. Doch was ich da sehe, gefällt mir so gar nicht. Links von uns brauen sich richtig schwarze Wolken zusammen. Nur ein paar Minuten später sehen wir einen Regenbogen – aber wir fahren geradewegs auf die schwarze Regenfront zu. Bevor es noch anfängt zu regnen, klappen wir die Campingstühle schnell zusammen, bringen sie nach unten und versammeln uns alle unter dem Dach des Schiffes. Doch es hilft uns leider nicht viel. Von allen Seiten peitscht der Wind, es blitzt und donnert, der Wind kommt mal von der einen und mal von der anderen Seite. Eine Chance, nicht nass zu werden, hat hier keiner, egal ob gepudert oder nicht. Das Wetter macht eben keine Unterschiede. Die Stimmung auf dem Boot ist gemischt. Manche lachen fröhlich, andere machen doch eher ein bekümmertes Gesicht und ganz viele machen es wie ich: Kamera in Deckung bringen, denn wir selbst sind ohnehin schon nass. Aber bitte jetzt nicht auch noch eine defekte Kamera. Unser Schiffskapitän braucht alles, um das Boot sicher anzulegen, er muss noch einmal zurücksetzen, einen zweiten Anlauf nehmen – und dann begibt sich jeder, so schnell es nur irgendwie geht, über den klitschnassen und rutschigen Steg in Richtung Truck. Immerhin steht dieser schon bereit. Schnell haben wir eine Sauna-Atmosphäre im Truck, aber das ist jetzt auch egal, Hauptsache in Sicherheit. Der Regen peitscht noch immer, die Zelte sind -so hoffen wir- mit der Plane abgedeckt, was jetzt noch fehlt, ist nur eine heiße Dusche. Mamma hat aber noch etwas Besseres vorbereitet: Ein Lagerfeuer zum Aufwärmen!

Es gibt Abendessen- und während wir noch beim Essen sind, schaut das Honeymoon-Pärchen von der „Gepuderten-Gruppe“ bei uns vorbei. „Also, wir haben uns gedacht, nach dem Unwetter, also wenn ihr wollt, wir haben ein großes Zimmer und könnten da schon so 3-4 Leute aufnehmen, also wenn ihr wollt und so.“ Sie sehen fast so aus, als würden sie sich schämen, dass sie ein Dach überm Kopf haben und wir nur ein Zelt. Aber die Geste ist einfach toll und wir freuen uns über das Angebot. Angenommen hat es dann aber glaube ich keiner, weil alle Zelte weitestgehend dicht geblieben sind. Noch einmal Glück gehabt. Am nächsten Morgen sind unsere Klamotten noch immer nass oder zumindest feucht und müffeln ganz schön. Doch zum Glück haben wir im Truck inzwischen alle den gleichen Camper-Geruch, so dass es niemanden wirklich stört. Außerdem sind wir noch einmal mit



dem Jeep unterwegs um uns nun vom Land aus den Chobe Nationalpark anzuschauen. Auch heute sollen wir von der Tierwelt nicht enttäuscht werden und so drücken wir bei jedem Tier, ob groß oder klein, noch einmal was das Zeug hält auf unsere Auslöser. Das kleinste Motiv an diesem Tag ist ein Mistkäfer, der gerade schwer damit beschäftigt ist, eine Kugel vor, bzw. eher hinter sich her zu rollen. Ja, er schiebt sie rückwärts an. Es ist schon faszinierend, was so ein kleines Tier an Kraft aufbringt und wie schön rund die

Kugel dabei sogar noch wird. Und als wir „Black Mamba“ hören, zucken wir automatisch alle ein wenig zurück – was natürlich im Ernstfall (also wenn die Mamba uns nicht das Hinterteil zugewendet hätte und im Gebüsch verschwunden wäre) genau das Falsche gewesen wäre. Man muss dann nämlich ganz ruhig stehen bleiben und darf sich nicht bewegen. Ich hoffe, ich muss dieses Verhalten niemals an den Tag legen – dann doch lieber von einem Mann angegriffen werden und die einstudierte Selbstverteidigungstechnik anwenden. Wobei, irgendwie muss Letzteres auch nicht sein, nicht dass ich ihn wirklich k. o. schlage und er nie wieder aufwacht. Das wäre dann ja für beide doof. Doch zurück zum Thema.

Mit dieser fast schon letzten gemeinsamen Aktion geht es mit ganz großen Schritten auf das Ende unserer 20-tägigen Reise zu. Letztes Ziel sind die Victoria Wasserfälle in Zimbabwe. Die Strecke dorthin ist vom Chobe Park gar nicht mehr so weit. Noch ein letzter Grenzgang, vor dem wir aber dringlichst darauf hingewiesen werden, dass wir unbedingt noch zur Bank gehen sollen, weil es in Zimbabwe quasi kein Geld gibt. Machen wir natürlich brav.

Für den Nachmittag sind noch die Victoria-Wasserfälle angesagt, aber einem Teil ist das am Nachmittag zu kurz und auch zu viel und so geht nur rund die Hälfte am Nachmittag zu den Wasserfällen, während die andere Hälfte sich dazu entschließt, erst am darauffolgenden Vormittag zu den Wasserfällen zu gehen. Immerhin werden wir am Hotel abgesetzt und können es uns dort schon etwas gemütlich machen. Ich gehe noch kurz in die Stadt und hole drei Postkarten mit Umschlägen, damit wir uns bei unserer Crew bedanken können. Dann schicke ich eine WhatsApp in die Gruppe und kurz darauf klopft einer nach dem anderen, um seinen Beitrag in den Umschlag zu stecken und auf den Karten zu unterschreiben. Dann kommen wilde Anfragen wie „Kann ich diese Währung gegen jene tauschen? Kann ich große Scheine gegen kleine tauschen und umgekehrt?“ Ein wildes Geld-Hin- und Hergewechsel beginnt und kurz vor dem Abendessen klebe ich die Umschläge dann einfach zu. Basta, rien-ne-va-plus.

Treffpunkt ist in der Empfangshalle unseres Rainbow-Hotels. Wir werden zu einem nahegelegenen Restaurant gefahren und es ist ein großer, langer Tisch für uns reserviert. Im Hintergrund hört man schon die Buschmänner trommeln, am Nebentisch sehen wir die Gepuderten und jeder setzt sich erst einmal hin. Hm, lange Tafel und laut, wie soll man sich denn da unterhalten? Und wie läuft das jetzt mit dem Essen? Als ob wir zum ersten Mal mit Mamma unterwegs wären, tasten wir uns ganz vorsichtig an das Buffet heran. Aha, eigentlich für alle Buffet, aber man muss nicht, denn das kostet ja doch recht viel und manche haben nicht viel Hunger. Innerhalb kürzester Zeit ist das Chaos perfekt.

Irgendwie isst einfach jeder, worauf er oder sie Lust hat, in der Hoffnung, dass es schon passen wird. Die Teller werden vollgeladen, von da und dort was probiert, beim Kellner noch einmal nach Sonderwünschen gefragt. Im Hintergrund wird die Busch-Musik immer lauter und einzelne Leute werden schon zum Tanz aufgefordert. Schnell in Deckung gehen, einmal tanzen reicht. Dann werden die T-Shirts noch verteilt, die wir extra drucken haben lassen. Auch hier hat jeder bestellt, wonach im oder ihr gerade war, mit der Reiseroute auf dem Rücken, mit den Big Five auf dem Rücken, mit Afrika vorne und Afrika hinten, mit Flaggen, mit Stempeln mit ich weiß nicht was. Bis auf einen Druckfehler bei unserem Südkoreaner sind alle Bestellungen tatsächlich einwandfrei und wir bezahlen noch mit den letzten verbliebenen US-Dollar unsere Shirts. Und damit soll der Abend dann auch schon zu Ende gehen. Nachdem es drin zu laut ist, verabschieden wir uns draußen vor der Tür von unserer Crew, stehen irgendwie im Kreis, ich versuche noch kurz eine Mini-Abschiedsrede zu halten, dann nehmen wir uns alle noch einmal ganz doll in den Arm um im Anschluss in unseren jeweiligen Unterkünften für die Nacht zu verschwinden. „Irgendwie habe ich mir das anders vorgestellt mit dem Abschiedsessen“, meint unser Pechvogel enttäuscht. „Man konnte sich gar nicht mehr richtig unterhalten.“ Und sie hat Recht. Nachdem wir wirklich eine tolle Tour hatten, die Crew absolut top war, unser Fahrer alle Tiere gefunden hat, die die Guides bei den Game-Drives nicht gefunden haben und wir auch sonst toll zusammen als „happy family“ unterwegs waren, wäre ein Lagerfeuer mit einer Schüssel Reis und Soße tausend Mal besser gewesen. „Alles nur wegen den Gepuderten“, grummelt es noch im Bus, aber ich glaube, die waren ausnahmsweise einmal unschuldig.



Kurzes Nachwort

Ja, die Geschichte ist fast zu Ende, aber der Adventskalender noch nicht. „Was tun?“, sprach Zeus – oder war es doch Zarathustra?

Klar, ich hätte gegen Ende mogeln können, die Schriftgröße ändern, die Zeilenabstände vergrößern, mehr Abschnitte machen, langweilige Teile mehr ausschmücken, größere Fotos einfügen. Aber das wollte ich nicht.

So schnell, wie im echten Leben die Tour zu Ende war, so schnell war ich auch hier mit dem Erzählen plötzlich fertig und ich hoffe, jeder hatte beim Lesen auch etwas Spaß und die ein oder andere Erinnerung kam zurück. Wer nicht dabei war, konnte den Erzählungen hoffentlich auch folgen!?

Wie geht es nun in den kommenden Tagen bis Weihnachten weiter?

Ein paar Leute sind noch länger geblieben – und darüber werde ich noch ein paar Zeilen schreiben. Dann sind da noch ein paar Sachen, die mir erst später eingefallen sind. Diese werde ich in Form von „Was sonst noch geschah...“ nachreichen. Und dann dachte ich mir, ich mache als Highlight noch ein paar Aufnahmen in eine Datei, die noch keiner so wirklich gesehen hat. Aber da ich hier natürlich niemandem zu nahetreten möchte, werden diese Dateien passwortgeschützt sein, versprochen. Und jeden Tag gibt es auch ein anderes Passwort in Form eines Rätsels ☺

Ich hoffe, ihr könnt damit leben!?

Doch bevor ich es vergesse: Ein **ganz herzliches Dankeschön** an alle, die mich beim Schreiben dieser Geschichte unterstützt und inspiriert haben, allen voran unserem Pechvogel, ohne den die Geschichte gar keinen Spaß gemacht hätte. Manche sind noch einmal mit einem blauen Auge davongekommen, dabei hätte ich noch so viel über sie schreiben können (ich sage nur Köln, Düsseldorf, Duisburg, Grenze, Polizei, Honeymooner, Gepuderte, Foto-Kollege). Aber irgendwann ist es auch einmal gut und da Weihnachten ja das Fest der Liebe ist und man ja nett zueinander sein soll, will ich es einmal bei den paar „Vorfällen“, die ich in der Geschichte beschrieben habe, belassen.

DANKESCHÖN auch an unser Team von **Nomad-Tours**, ohne die wir all das auch nicht so wunderbar in Erinnerung hätten. Es ist wirklich wichtig, dass man sich bei solch einer Tour als Team, bzw. als „Family“ fühlt und man sich auch so verhält, denn es macht den Alltag oder auch einmal ein paar Regentage so etwas von leichter.

Ende des kurzen Nachworts

Doch wie ging es nun weiter nach dem gemeinsamen Abendessen? Irgendwie kam dann noch jeder an seine Unterkunft oder wurde gebracht und unser Pechvogel fragte noch einmal vorsichtshalber an der Rezeption nach, ob die Kleider von der Reinigung (dieses Mal waren es keine drei Tüten mehr) auch pünktlich fertig sein werden. „Yes, yes“, wurde sie kurz beschwichtigt, und da ja noch ein ganzer Tag bis zu ihrem Abflug dazwischenlag, gab sie ihre dreckigen Sachen also ab.

Dann hatten manche im Laufe des Tages die Erfahrung gemacht, dass die Einheimischen in Zimbabwe unheimlich auf Tauschgeschäfte abfahren. Egal ob ein altes T-Shirt, schmutzige ausgelatschte Schuhe, eine Seife, eine fast leere Flasche Shampoo – alles können sie irgendwie verwenden und sie tauschen es auch gerne gegen das ein oder andere Souvenir ein, wenn man als Tourist kein Geld mehr zum Ausgeben hat. Also ein faires Geschäft für beide Seiten, wenn man es so will.

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück hatten wir dann das Glück, dass wir Dank einer Sondergenehmigung als eine kleine zweite Gruppe zu den Victoria-Wasserfällen durften. Das Wetter sah gar nicht so vielversprechend aus und zum Teil bereuten wir es fast schon, dass wir nicht am Vortag mit den anderen gegangen waren. Aber dann klarte es doch auf und wir hatten tatsächlich Glück und konnten den lange ersehnten Regenbogen in / über den Wasserfällen erblicken und auch fotografisch festhalten. Auch waren wir froh, dass wir keinen Zeitdruck hatten und so viel länger als die anderen den Wasserfall von sämtlichen Aussichtspunkten aus genießen konnten. Die Leute, die schon am Vortag dort gewesen waren, machten sich unterdessen zum Teil schon auf in Richtung Flughafen, zum Teil sortierten sie aber auch noch Sachen aus, die sie nicht mehr brauchten. Sehr zur Freude der Weiterreisenden nahm ich die Sachen im Interesse aller entgegen. Nachdem ich mit Sonnencreme und Feuchtigkeitsstüchern genug ausgestattet war, nahm ich den Rest mit zum gemeinsamen Abendessen im kleineren Kreise und ich verteilte es an die „Bedürftigen“. Diese packten wiederum das, was sie brauchten, in ihre Taschen ein und was sie nicht brauchten, tauschten sie dann auf dem Markt gegen Souvenirs ein.

Ich hatte hingegen ein ausführliches Gespräch mit einem Fotografen aus Zimbabwe, der mir erklärt hat, wie schwierig die Situation in Zimbabwe seiner Meinung nach wirklich ist. Wenn jemand selbstständig ist und zum Beispiel ein kleines Geschäft hat, gehören davon automatisch 51% dem Staat – einfach so. Dann konnte ich Preise für Kameras in Zimbabwe in Erfahrung bringen und mich hat es fast auf den Boden gesetzt. Für das Geld, was hier verlangt wird, bekommt man in Deutschland ungelogen zwei oder drei Kameras der gleichen Marke und der gleichen Ausführung. Wer hier eine Kamera kauft, muss schon verrückt sein.

Am darauffolgenden Tag machten wir uns zu viert auf in Richtung „Lookout-Cafe“ um von dort aus noch schöne Fotos zu machen, auf denen sowohl Zimbabwe als auch Zambia zu sehen sind. Doch während wir noch so am Fotografieren waren, drucksten unsere Jüngsten so herum: „Sollen wir springen, oder lieber Zipline? Oder Flying Fox? Was meint ihr? Sollen wir? Sollen wir wirklich?“ So ging es eine ganze Weile, bis sich die beiden tatsächlich entschieden, „es“ zu tun. Die Schreie unmittelbar nach dem Absprung waren unbeschreiblich und zum Fotografieren und Filmen ging irgendwie alles viel zu schnell. Zum Glück war noch ein Österreicher im Cafe, der ein paar bessere Fotos machen konnte. Im Anschluss an den Sprung überquerte ich noch kurz die Brücke, die Zimbabwe und Zambia verbindet. Hierbei lernte ich „Ice-Cream“ kennen, einen (Lebens-)Künstler, der mir eine Halskette mit einer besonderen Geschichte verkauft hat, die ich mir aber dann doch für meine Rückkehr und meine Schüler aufheben möchte.

Von Abendessen zu Abendessen wurde die Gruppe immer kleiner, auch die Holländer hatten sich inzwischen schon längst ganz lieb verabschiedet und auch die gemeinsame Zeit mit meinem Pechvogel, der am Ende ja doch Glück hatte und die Wäsche noch sauber zurückbekam, ging zu Ende. Und freitags war ich dann ganz alleine in Zimbabwe – also zumindest als letzte von unserer Gruppe. Daher entschied ich mich, noch einmal zu den Wasserfällen zu gehen, aber dieses Mal kurz



nach dem Sonnenaufgang. Um 6 sollte die Kasse geöffnet werden, doch genau an diesem Tag hatte das Personal verschlafen und kam 15 Minuten später. In der Zwischenzeit unterhielt ich mich mit einem Österreicher und als das Personal kam und die Kasse öffnete, hatte ich auch prompt zwei Eintrittskarten mit der Kreditkarte bezahlt, weil sie dachten, wir gehören zusammen. Er gab mir das Geld für den Eintritt und dann waren wir für eine Stunde tatsächlich die einzigen Touristen an den

Wasserfällen – und der Regenbogen der dann folgte, war der längste und intensivste, den ich je gesehen habe. Dieser zweite Eintritt hatte sich auf jeden Fall noch einmal gelohnt. Nun konnte ich mich auf die nächste Reise vorbereiten.

Ende

Und dann war da noch.....

- ...diese schwäbische Frau, die sich im Truck einfach einmal auf zwei Sitze gelegt hat und die Füße an der Scheibe nach oben gedrückt hat („Ich leg mei Fieß hoch“). Wir haben es gesehen und nur noch den Kopf geschüttelt.
- ...der Mann bei den Himbas, der nach ein paar etwas längeren Fragen unserer Schwäbin einfach meinte: „Let her translate what you mean“, und der dabei auf mich zeigte.
- ...die ein oder andere Polizeikontrolle, bei der wir unsere Schuhe jedes Mal desinfizieren mussten, egal ob Desinfektionsmittel im Behälter war oder nicht.
- ...die ein oder andere Grenzüberquerung, bei der wir unsere Formulare zum 100sten Mal ausfüllen mussten und die Nummer des Personalausweises bald schon auswendig aufschreiben konnten.
- ...der Südkoreaner, der vorgab ein Hippo gesehen zu haben, dabei hatte er nur das Foto von der Tischunterlage fotografiert.
- ...das Pärchen, dem ich dauernd im Nacken saß und das einfach nur coole Sprüche drauf hatte.
- ...der unauffällige, junge Mann, der sein Handy irgendwo in der Wüste verloren hat – inzwischen wird es vollends geschmolzen sein.
- ...die Apple-Fraktion, die ständig nach funktionstüchtigen Kabeln gesucht hat.
- ...die Reisekrankheit, die im Laufe der Zeit immer mehr zunahm.
- ...Mammas Sammelaktion am Ende der Tour.
- ...der Affe im Camp, der unserem Pechvogel beim Duschen zugeschaut hat.
- ...die Aktion, als unser Pechvogel schnell aufs Klo musste, sie jeder vorgelassen hat, sie dachte, die Toilette wäre frei und ich volle Karacho die Tür gegen den Kopf bekommen habe.
- ...die ständige Suche nach WiFi.
- ...der „Kühlschrank“, in dem meine Schokolade vom geschmolzenen Eiswasser ertränkt wurde.
- ...der Edding zum Beschriften der Getränkedosen.
- ...Dry-Lemon – das Getränk, das Mamma zur Prävention gegen Moskitos trank.
- ...Bethanie – der heilige Ort, an dem es sonntags keinen Alkohol gab – ebenso wie die muslimisch angehauchten Orte, an denen es auch nur selten Alkohol gab.
- ...der Objektivdeckel, der sich immer wieder einen Weg nach unten suchte – fast ins Wasser in Swapokmund bei den Flamingos und später auf dem mühsamen Weg zum Sonnenuntergang
- ...ein skurriles Verkehrsschild nach dem nächsten: Caution: horses, dogs, cats, children
- ...das zusammengepuzzelte Skelett auf dem Weg nach Spitzkoppe
- ...der Fotograf, der die Fotografin fotografierte
- ...das Süd-Koreanische Pärchen mit der Pringles-Dose
- ...die regelmäßige Staubwolke beim Aufklappen der Camping-Stühle, der Zelte, des Camping-Küchenbedarfs etc.
- ...der Polizeibeamte, der gegen Ende der Reise immer mehr Sprüche auf Lager hatte – ich möchte jetzt nicht das Wort „zynisch“ in den Mund nehmen
- ...das regelmäßige Händewaschen an den zwei „Waschbecken“, das wahrscheinlich keiner so richtig verstanden hat, das aber immer eine tolle Planscherei war
- ...der Vorrat an dreckigen und nassen Geschirrtüchern zum Abtrocknen des Geschirrs
- ...der Schleichweg zum Nashorn, den man eigentlich nur mit Genehmigung fahren durfte, den aber irgendwie jeder fuhr